Ferdinand Lasalle.

Ein Roman al fresco

von

Isidor Gaiger.

Zweiter Band.

Leipzig
Bibliographische Anstalt
Adolph Schumann.

Ferdinand Lasalle.

Ein Roman al fresco

von

Isidor Gaiger.

Zweiter Band.

Leipzig
Bibliographische Anstalt
Adolph Schumann.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/ferdinandlasalle00gaig

RBR
Tantz
#1198
Bd 2

Erstes Capitel.

Kriegsgetümmel.

Und dennoch war Ferdinand nicht froh, daß es so gekommen, wie er es vorausgesehen.

Die Gräfin hatte ihm, ehe die Fahrt nach dem Rhein angetreten worden war, eine friedliche Ausgleichung mit dem Grafen, eine Wiederherstellung der Ehe mit so überzeugenden Bitten an das Herz gelegt, daß es sein ernstlicher Wille und Vorsatz war, eine solche zu erreichen.

Jetzt schien ihm der Riß unheilbar, eine Scheidung der Ehe das einzig Gebotene, der offene Krieg, der dahin führen sollte, unvermeidlich.

Es war natürlich nicht der Zug der Gattenliebe, was die Gräfin bestimmte, den Frieden zu suchen.

Auch nicht allein um der Kinder willen sollte es geschehen. Denn hätte nicht auch eine Scheidung und die nachgewiesene Verworfenheit ihres Gatten sie in den Wiederbesitz der Kinder setzen können?

Was sie mehr als Alles zu Versöhnung trieb, war eine ängstliche Beklommenheit, ein düsteres

Unglücksahnen ihres schwer geprüften Herzens, das lieber ein altes gekanntes Elend zu Ende dulden, als sich in neue unbekannte Gefahren begeben wollte.

Seit sie Ferdinand, den Jüngling mit dem Götterverstande und dem Heldenherzen, gefunden, regte sich in ihr ein Gefühl, das sie bis dahin nie gekannt, nie empfunden.

Und wenn das Liebe, die echte, wahre, allmächtige, urewige Liebe war, was sollte daraus entstehen?

Er, der Jüngling mit den glühenden Ansprüchen der Blüthezeit, er, begabt mit allen Rechten, das Schönste und Beglückendste zu erstreben, und sie, die Frau in den Jahren des Weibersommers, die Mutter verlassener Kinder, im Innersten zerstört und aufgewühlt von rohesten Heimsuchungen?

Nein, nein, zurück in's alte Elend, das neue müßte noch viel, viel schrecklicher, müßte tödtlich für sie werden!

So suchte sie Ferdinand zu überzeugen, daß nur eine Versöhnung, eine völlige Wiederherstellung der Ehe ihr ersehnlich sein könne, und er stellte sich überzeugt, um ihr letztes Hoffen nicht zu zerstören.

Allein das sah er wohl ein, daß dieser Friede nicht im Wege der sechsunddreißig Gerichtshöfe und der bisherigen hochgeborenen Zwischenhändler, der Norigs und Westholms und Minneburgs, der Prinzen Vitus und Bernhard und all der Anderen, welche aus eigennützigen Absichten oder aus Leichtfertigkeit seit je die schwerste Schuld an dem Unglücke dieser Ehe trugen, zu erlangen sei.

Er wollte sich also mit dem Grafen Edmund persönlich in Verbindung setzen, um, wie er sich sagte, vor Allem dessen Charakter selbst kennen zu lernen und aus persönlicher Anschauung zu urtheilen, welche Vorstellungen und Mittel auf ihn den rechten Eindruck machen würden; um sich durch Kenntniß des Naturells seines Feindes in den Stand zu setzen, jene Klippen zu vermeiden, an denen man, bei Unkenntniß der Personen, mit denen man es zu thun hat, so oft scheitert und beim besten Willen nur Alles verdirbt.

Nur so, dachte Ferdinand, kann ich hoffen, später, wenn die Eröffnung der Processe ihn in die erste Verlegenheit versetzt haben, wenn der erste Erfolg errungen sein wird, kurz im geeigneten Zeitpunkt mit den Friedensvorschlägen hervorzutreten, und ihn zu einer friedlichen, aber gesicherten Wiederherstellung der Ehe zu vermögen.

So täuschte sich der Friedensvermittler über seine eigenen Absichten, der Gesellschaft den Krieg anzukündigen, selbst hinweg.

Zu allem Diesem indeß, sagte er sich weiter, gehört zuvörderst, von guter Hand her mit dem Grafen bekannt gemacht zu werden.

Er ließ sich daher durch die Gräfin selbst und durch den Kronprinzen, dem er das Schicksal der Gräfin hell und rückhaltlos bloßlegte, und der sich zu einer innigen Theilnahme für deren Unglück begeistert zeigte, Empfehlungen an den Prinzen Vitus geben, um von diesem seinerzeit eine Empfehlung an den Grafen zu erlangen.

Der Kronprinz selber war es, der Ferdinand rieth, sich in D. unter fremdem Namen einzuführen und dem Grafen seinen Zweck und seine Stellung zur Gräfin vorerst zu verschweigen.

„Denn," sagte er, „wenn Sie sich dem Grafen von vornherein als den gefürchteten Schilderheber Ferdinand Lassalle ankündigen würden, oder es ihn auch nur merken ließen, daß sie das Interesse seiner Gemahlin vertreten, so würden Sie dadurch nur seinen mißtrauischen und starren Charakter herausfordern und wohl nicht einmal zu der Einleitung einer Verhandlung kommen."

„Sich in der Maske einzuführen," fügte der Kronprinz lächelnd hinzu, „wird Ihnen ja nicht schwer fallen, nachdem Sie sich ja auch bei mir in der Maske eingeführt haben. Der alte Humboldt, der Sie mir als Gesellschafter für meinen Sohn empfohlen, wird Augen machen, wenn ich ihm sage, daß Sie blos das Interesse für eine schöne Frau zu mir geführt."

So kam es, daß Ferdinand in D. unter dem Namen Siegfried erschien, so kam es, daß er sich dem Prinzen Vitus vorstellte und von diesem das Versprechen einer Empfehlung an den Grafen Edmund erlangte; so kam es überhaupt, daß er eine friedliche Annäherung an den Grafen suchte, an denselben Grafen, den er haßte und verabscheute, wie die unberechtigte, zweckentbehrende Sünde.

Anders jetzt nach einer Schreckensnacht, in welcher ihm die erste Aufgabe, die er sich gesetzt, die Vereitelung

des Complots gelungen, und die ihm seine Gegner im wahren Lichte gezeigt.

Haß und Grimm waren jetzt in ihm entfesselt. Nichts von Verträgen mehr! Krieg, endloser Krieg! Völlige Vernichtung! . . . . .

Schon am Tage, der jener Nacht folgte, ließ Ferdinand die Gräfin nach Berlin zurückkehren, denn in D. könne er für ihr Leben nicht bürgen.

„Wollen Sie noch eine Wiederherstellung dieser unglücklichsten der Ehen?“ fragte er sie.

„O mehr, zehnmal mehr denn je!“ antwortete sie.

Beim Abschied berührte sie, die bisher so warm und innig gegen ihn war, kaum seine Finger, und sie that es mit innerlichem Grausen.

„Sie ist dennoch eine Aristokratin!“ sagte Ferdinand, ihr mitleidig nachblickend, zu Ottenheim und Mensohn, „es bewegt sie, daß ich, der stammbaumlose Niemand, so gegen ihre Art soll wüthen dürfen!“

Wie hätte er es errathen sollen, daß, was sich ihm als Kälte und Widerwillen darstellte, quälende, glühende, zehrende Liebe war. . . . . .

Der Graf hatte die Abreise der Gräfin weder geahnt noch abgewartet.

Schon bei anbrechendem Morgen war er selbst ohne Abschied von ihr zu nehmen, oder sie von seiner Abreise auch nur in Kenntniß setzen zu lassen, mit Charters und v. Bokum, die er Beide zu diesem Zwecke aus den Federn jagen ließ, nach A. aufgebrochen, um dort in der ihm eigenen Villa und abwechselnd in Paris den

Rest der Saison zuzubringen — an der Seite der Baronin von Wolkendorf, seiner Buhlerin.

Ferdinand, Ottenheim und Mensohn, um die das gemeinsame Interesse für das Unglück einer Frau ein starkes Freundschaftsband gewoben, blieben am Rhein; die Anderen folgten der Gräfin nach Berlin, wo sie die ferneren Weisungen Ferdinands erwarten sollten.

Die drei Freunde theilten sich in's Werk, das rasch in Angriff genommen und rasch in Vollzug gebracht werden sollte.

Mensohn hatte, wie wir bereits wissen, die Aufgabe, den Spuren des Grafen nachzugehen, um genügende Anhaltspunkte zu einem Verschwendungs- und Interdictionsprocesse gegen denselben zu gewinnen.

Die Sammlung und Erkundigung dieser einzelnen Thatsachen fiel nicht schwer. Das Leben des Grafen hatte breite schmutzige Furchen gezogen.

Ottenheim, der Jurist, sollte die sechsunddreißig Gerichtshöfe bereisen und näher kennen lernen, an welchen Processe der Gräfin gegen ihren Gatten und umgekehrt bereits schwebten, und daraus das Material und die Richtung für den größeren, den „Generalproceß," wie Ferdinand ihn taufte, schöpfen.

Ferdinand selbst wollte sich mit jener Empfehlung des Prinzen Vitus nach A. begeben, um, treu seinem ursprünglichen Programm, sich dem Grafen selbst zu nähern und dessen Charakter zu erforschen, jetzt freilich nicht mehr, um aus diesem Studium Anhaltspunkte für eine Versöhnung zu gewinnen, sondern um

sich in nächster Nähe die Schwächen und verwundbaren Stellen dieses schwer zu fassenden Achilles auszusuchen. Und Schlag auf Schlag, Streich auf Streich sollte der Krieg dann geführt werden, bis der Feind röchelnd am Boden läge.

Ferdinand wurde indessen in A. nicht empfangen. Denn Graf Edmund war gegen sein Erscheinen rechtzeitig mit Mißtrauen erfüllt worden.

Dafür gewann aber der Rächer dort die gewichtigsten Anhaltspunkte für die Verschwendungsklage, die kurz darauf denn auch angestrengt werden konnte.

Sie floß aus seiner Feder, trug die Unterschrift der Gräfin und war berufen, einen Brand anzuzünden in der sogenannten guten Gesellschaft, wie noch keiner gewesen.

Ein Meisterstück des Styls war sie zugleich mit vernichtender Kraft erfüllt in ihrem Inhalte.

Sie enthüllte das Leben eines Großen, hinter dessen glänzender Außenseite sich eine schwarze, schwärenvolle Existenz verbarg.

Sie überlieferte einen der stolzesten Namen des Hochadels dem allgemeinen Abscheu, der unheilbaren Verachtung.

Treu seinem Vorsatze, die Wahrheit im Schicksale der Gräfin hinauszuschreien in das Gericht der Oeffentlichkeit, ließ Ferdinand die Anklageschrift in Druck legen und tausend und abertausendfältig verbreiten.

Darüber erfaßte ein Entsetzen und Grauen alle Großen und Hohen. Es glaubte sich fast ein Jeder mit einem Schlage in's Antlitz getroffen.

Selbst der König war im Tiefsten „indignirt" über den unerhörten „Affront". Fürst Bernhard schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und ging acht Tage nicht auf die Gasse.

Fräulein v. Malzow zeterte und wetterte.

Fürsten und Grafen und Reichsbarone schämten sich.

Auch das „öffentliche Ministerium", die Staatsanwaltschaft war voll Unwillens, und hätte sich, wenn nur irgend möglich, gern der Sache angenommen, um ein warnendes Exempel zu statuiren — am Sammler, nicht am Thäter all' der Unthaten, die aus der Anklageschrift Ferdinands und der Gräfin Sophie zum Himmel schrieen.

So viele Ehrenrührigkeiten diese Anklageschrift, oder sagen wir Lebensbeschreibung, indessen auch enthielt, es fand sich kein Kläger, der gegen dieselbe aufzutreten wagte.

Wohl aber zwei Klägerinnen.

Denn der lustigere Theil im Lebenslaufe des Grafen Edmund v. Frundsberg berührte auch zwei Schwestern, jene zwei mehrfach erwähnten Schwestern Mones, deren unsittlicher Umgang mit dem Grafen in die Anklageschrift hineingezogen worden.

Diese wurden gegen die Gräfin und Ferdinand gehetzt.

Sie sollten die Schmach rächen, die einem Größeren zugedacht war.

Sie strengten eine Ehrenbeleidigungsklage an und die Staatsanwaltschaft sollte so Gelegenheit erhalten, das Exempel zu statuiren.

Doch es sollte anders kommen! Die Gräfin und

Ferdinand wurden, Dank des Letzteren mannhafter Vertheidigung — in erster Instanz von den Geschworenen, und in zweiter Instanz von dem Appellationsgerichtshof freigesprochen.

Die Gräfin, durch den Jugendmuth, der sie umgab, selbst muthig gemacht, und durch das Unrecht, das sie durch das Gesetz oder die willkürliche Handhabung desselben erleiden sollte, zum Aeußersten gereizt, trat nun selbst in den Vordergrund der Bewegung. Sie begab sich mit allen Treuen wieder an den Rhein, um sich an die Spitze ihrer Armee zu stellen und selbst Theil zu nehmen an dem Kampfe, der um ihretwillen gekämpft wurde.

Aber immer und immer wieder dachte sie mit weinendem Muthe an die Aussöhnung, denn nur so glaubte sie sich von dem Streite mit ihrem Herzen, vor der Liebe zu Ferdinand, die jedes neue Opfer neu anfachte, zu bewahren.

Der Graf seinerseits entfesselte seine ganze Meute und führte ihr neue Elemente zu. v. Rapps und Capitän Charters mußten neue Anschläge aussinnen, v. Bokum, Stallmeister Götze, ein Gendarmerielieutenant Heydel, sein geistlicher Domainendirector Wachter, der Rentmeister Hungrighausen und andere willige Geschöpfe wurden in verschiedene Richtungen ausgeschickt, um falsches Zeugniß gegen die Gräfin und ihren Ritter zu werben und Abtrünnige zu suchen im gegnerischen Lager.

Um die Mittel zu solchem Aufwand von Corruption und Bestechung zu schaffen und sein Schäferleben

an der Seite der Baronin v. Wolkendorf doch ungeschmälert fortsetzen zu können, nahm Graf Edmund maßlose Güterverkäufe vor, und als Gräfin Sophie, dadurch erschreckt, ihre Vermögensrechte durch eine hypothekarische Eintragung auf eines der Güter sichern ließ, kündigte er ihr wie zum Hohne Krieg, offenen Krieg an. Nie, schrieb er, werde er sich mit ihr versöhnen, und ihre Briefe werde er ungelesen zurückschicken. Zugleich ließ er ihr zur Strafe für jene Sicherheitsmaßregel neuerlich die nothdürftigsten Existenzmittel entziehen.

Ungedämmt entbrannte der beispiellose Kampf nun in beiden Lagern. Der Intrigue war hüben und drüben der allerweiteste Spielraum geöffnet. . . . .

Es war im August 1846, als die zum höchsten Unwillen gereizte Gräfin wieder nach D. kam, um mit Ferdinand, der während des Proceßganges dort seine Wohnung aufgeschlagen, zusammenzutreffen.

Graf Paul war bei ihr.

Ihre sonstige Begleitung bestand aus ihrem alten Kammerdiener Johann Schurz, der seinen Sohn, den Studenten Paul Schurz, mit sich führte, und aus ihrer Kammerjungfer Majunke.

In D. erfuhr sie, daß Frau v. Wolkendorf bei ihrem Gatten in A. lebe, und daß dort Glanz und Braus und Ueppigkeit herrsche, wie nie zuvor.

Hierin sah ihr beleidigtes Herz neue Belege für ihren Scheidungsproceß, und sie schickte Paul Schurz, ihres Kammerdieners Sohn, und Franz, den Bedienten Ferdinands, nach A., um Näheres auszuforschen.

Diese erfuhren dort, daß der Graf auf kurze Zeit verreist und die Baronin allein zu Hause sei.

Dann begaben sie sich auf die Post, wo sie Briefe von der Gräfin oder Ferdinand zu finden hofften, fanden aber dort einen Brief an die Baronin v. Wolkendorf, den sie verlangten und auch erhielten.

Glücklich über diesen Erwerb, eilten sie nach D. zurück und übergaben den Brief in die Hände der Gräfin. Diese nahm und erbrach ihn. Welche Frau würde sich wohl auch in solchem Falle bedenken!

Der Brief enthielt neben den überschwänglichsten Liebesergüssen an Frau v. Wolkendorf die niedrigsten Schmähungen der eigenen Gemahlin; mit boshafter Freude schilderte er die unglückliche Lage derselben, der Gatte erzählte mit entsetzlicher Offenherzigkeit der Geliebten, was er der Gattin im Leben Uebles gethan, und noch thun wolle.

Der Stolz der Weiblichkeit bäumte sich in der Gräfin mißhandeltem Herzen auf und rief ihr „Weine nicht" zu, als sie diese Zeilen las, von denen jede hinreichte, sie mit brennendem Schmerz und Ueberdruß zu erfüllen.

Aber als hätte der Gatte seiner Niedertracht in diesem Briefe die Krone aufsetzen wollen, hieß es in einer Nachschrift wörtlich:

„Wir werden Mallet" — die Kammerfrau der Frau v. Wolkendorf — „am 5. abreisen lassen; ich habe alle nöthigen Erkundigungen eingezogen, und Deine Zukunft soll vor Allem gesichert werden."

Diese dunkeln Worte stellten eine Verfügung zu Gunsten seiner Geliebten und zum Nachtheile seiner Kinder, wie sich die Gräfin mit blutendem Herzen sagte, in Aussicht, aber noch ahnte sie die ganze Ausdehnung dieser Verschwendung nicht.

Da kam wenige Tage hernach eines späten Abends — die Gräfin befand sich eben in Gesellschaft des Geistlichen Bochum und des Advocaten Kramer — die Frau des Domänendirectors Wachter, athemlos in den Salon gestürzt, und bat die Gräfin um eine geheime Unterredung. In dieser eröffnete sie ihr, der Graf habe einen Leibrentenact mit Frau v. Wolkendorf geschlossen unter der erheuchelten Form eines Schuldgeschäftes, in welchem er ihr für Lebenszeit eine sehr namhafte Rente, für sich und seine Erben bindend, aussetzte. Frau Mallet, die Kammerfrau der Frau v. Wolkendorf, wäre eben in D. gewesen, um diesen Act hypothekarisch auf sämmtliche Güter des Grafen einregistriren zu lassen. Das Hypothekenamt habe indessen die Einregistrirung verweigert, weil der Act von einem ausländischen Notar aufgenommen sei. Frau Mallet sei daher abgereist, werde aber wahrscheinlich bald zurückkommen, um den Act, nachdem er von einem inländischen Notar aufgenommen worden, einregistriren zu lassen.

Die Gräfin erblaßte, als sie dies vernahm, denn es knüpften sich an diese neue maßlose Verschleuderung ihres Gatten die wichtigsten Existenzfragen für zwei ihrer Kinder, die durch das Majorat nicht gesichert waren.

„Durch diese Schenkung," rief sie, „ist mein Allodial-

vermögen, ist die Zukunft meiner jüngeren Kinder für immer vernichtet. Im vorigen Jahre hat er alle seine linksrheinischen Allodialgüter für einen Spottpreis verkauft, auch seinen Antheil am Fürstenthum K. hat er schnöde veräußert, und nun will er auch das letzte Allodialgut von einiger Bedeutung, das allein noch übrig ist, mit den dazu gehörigen Besitzungen an dieses Weib verpfänden!"

Am folgenden Tage fuhr die Gräfin nach Aachen zum Grafen, nachdem sie den Pastor beschworen, sie dahin zu begleiten, um ihren Gatten gemeinschaftlich zu bewegen, jenen gewissenlosen Act, der das Wohl seiner eigenen Kinder vernichte, aufzuheben.

In A. angekommen, nahm die Gräfin, um alles Aufsehen zu vermeiden, ein Incognito an und bat den Gastwirth, bei dem sie eingekehrt, dies zu bewahren. Mit dem ehrwürdigen Pastor und dem sechzigjährigen Grafen Keyserlingk, den sie zufällig in A. fand und, ohne ihm Eröffnungen zu machen, mitnahm, um gegen Mißhandlungen geschützt zu sein, begab sie sich nun auf die Villa des Grafen.

Sie ertrotzte sich den Eingang, den Empfang, sie stand in der Majestät des Weibes, im Zornglühen der beleidigten Gattin, der beleidigten Mutter vor ihm.

In Gegenwart ihrer beiden Begleiter eröffnete sie ihm, wie sie von seinem Acte mit der Frau v. Wolkendorf in allen Einzelnheiten unterrichtet sei, wie sich die Simulation desselben als Schuldgeschäft sowohl selbstredend aus den Verhältnissen, als unwidersprechlich aus

jenem Briefe an Frau v. Wolkendorf ergebe, in dessen Besitz sie gelangt sei.

Sie verlangte von dem Grafen nichts, als daß er jenen Act aufhebe und zur größeren Sicherheit ihr einen schriftlichen Revers ausstelle, welchem er erkläre, daß der Act simulirt und kraftlos sei.

Der Graf war zu Boden geschmettert, beschämt, zerknirscht.

Er versprach stammelnd die Aufhebung des Actes, lehnte jedoch die Ausstellung des Reverses ab, weil ein solches schriftliches Eingeständniß seine gräfliche Ehre beflecken würde.

Aber von freien Stücken bot er der Gräfin an, ihre Lage zu verbessern; er gestand mit Thränen im Auge, daß er ihr Unrecht gethan, er forderte sie auf, ihm Vergleichsbedingungen zu stellen.

Die Gräfin verlangte Wiederherstellung der Ehe und ungesäumte Befreiung der Tochter aus dem Kloster.

Der Graf versprach Alles mit seinem Cavaliersworte, er bot sich sogar an, sein Vermögen dergestalt für seine Kinder sicherzustellen, daß die Gräfin nie wieder einen ähnlichen Streich zu befürchten haben werde.

Er beschwor die Gräfin, schnell abzureisen, und sofort mit ihrem Advocaten wieder zu kommen, um den Vergleich durch einen notariellen Act bindend zu machen.

Gatte und Gattin schieden gerührt. Sie reiste schleunigst nach D. und kehrte nach anderthalb Tagen mit dem Advocaten Kramer und dem Pastor

Bochum zurück, voll guten Glaubens in die ihr gemachten Versprechungen.

Aber diese anderthalb Tage genügten dem Grafen, um seine Vorkehrungen zu treffen.

Er hatte seinen geistlichen Domänendirector Wachter zu sich kommen lassen, und nachdem er von der Furcht befreit, es könne dieser in einem Abfalle von Ehrlichkeit für die Gräfin Partei ergriffen und ihr Eröffnungen gemacht haben, die ihn vernichten würden, nachdem er ferner dessen Beistand und Verschwiegenheit durch neue Versprechungen erkauft, wußte er sich gesichert und dünkte sich gefeit.

Er verließ seine Villa, um nicht, wozu das Gesetz ihn zwingen konnte, seine Gemahlin bei sich aufnehmen zu müssen, und logirte sich bei seinem Freunde, dem Capitän Charters, ein.

Die Gräfin wußte ihn indessen hier ausfindig zu machen und ließ ihn zu sich laden, um seine Versprechungen zu halten.

Er weigerte sich, sich zu ihr zu begeben. Sie schickte ihm einen Brief durch den Pfarrer. Der Graf gab denselben unerbrochen zurück, weigerte sich, ihn auch nur zu lesen, weigerte sich die Verhandlungen fortzusetzen und ergoß sich in Gegenwart des Capitäns und Domänendirectors in den beleidigendsten Aeußerungen über seine Gemahlin.

Die Gräfin machte noch einen Versuch. Mit dem Pastor und dem Grafen Keyserlingk begab sie sich in die neue Wohnung des Grafen. Aber hier inmitten

der Stadt, am hellen Tage, wiederfuhr der Gattin, Mutter, Gräfin, Prinzessin von Geburt, die kam, um für die Existenz ihrer Kinder zu kämpfen, der namenlose Schimpf, daß sie am Thore des Hauses zur Belustigung des sich versammelnden Publicums von dem Capitän Charters mit vorgestrecktem Stocke gewaltsam zurückgewiesen wurde.....

Wo aber weilte Ferdinand, während alles dies geschehen konnte?

Ferdinand war inzwischen mit dem jungen Grafen Paul zu dessen Bruder, dem ältesten Sohne des Grafen Edmund und der Gräfin Sophie, nach Heidelberg gereist.

Graf Alfred, jetzt ein Jüngling von leicht erregbarem Geiste und Herzen, studierte an der dortigen Hochschule, und Ferdinand hoffte durch sein und des Bruders eindringliche Vorstellungen ihn in die Arme der Mutter zurückzuführen.

Graf Alfred hatte von Ferdinand schon so viel und so Vielerlei gehört, daß er den Besuch mit höchster Neugierde empfing.

Diesem verschwiegenen Gefühle war freilich ein gutes Stück Mißtrauen und Unwillen beigemengt, wie wir gewöhnlich gegen Fremde empfinden, die in noch so wohlwollender Absicht sich in unsere Familienangelegenheiten mischen.

Aber dieses Mißtrauen und dieser Unwille schwanden in der ersten Stunde ihrer Begegnung.

Wie erstaunte der Jüngling schon darüber, in

Ferdinand Lassalle, dem Gelehrten, dessen hohe wissenschaftliche Begabung und Bedeutung selbst ein Humboldt anerkannte, in Ferdinand Lassalle, dem gefährlichen Freiheitsapostel und Socialisten, dessen Reden und Schreiben selbst ergraute Staatsmänner in Angst und Besorgniß versetzen, in demselben Ferdinand Lassalle, welcher der gefürchtete Gegner „von Papa," und, wie absichtliche Einflüsterungen ihn glauben machten, der Liebhaber „von Mama" war, einen Jüngling zu erblicken, nicht älter an Jahren, als er selbst.

Thränen traten in die Augen des jungen Mannes, als er das Elend seiner Mutter schildern hörte, und er lernte es rasch begreifen, daß ein edler Mensch sich dafür zu Thaten entflammen könne.

Wie schämte er sich, daß hier ein fremder Jüngling vollziehe, was ihm, dem Sohne, zukäme.

Er umarmte seinen Bruder Paul, der an der Seite seiner armen, mißhandelten Mutter so viel entbehren müsse, was ihm, dem Abtrünnigen, vom Vater im Ueberflusse gewährt war.

Er umarmte Ferdinand und dankte ihm mit tausend heißen Worten und bot sich aus freien Stücken an, in die Arme der Mutter zurückzueilen, um sie nicht eher zu verlassen, bis er den Vater gezwungen, sein Unrecht wieder gut zu machen.

So gelang es Ferdinand in dem Augenblicke, wo Graf Edmund mit dem Domänendirector Wachter auf neue Mittel sann, um der Gräfin Sophie ihren Sohn Paul zu entreißen, ihr mit diesem auch den Grafen

Alfred, ihren älteren, lang entbehrten Sohn, in die Arme zu führen.

Es war ein rührendes Sichwiederfinden.

Die Mutter hielt den Sohn umschlungen, als fürchtete sie, ihn loslassen solle ihn wieder verlieren bedeuten.

Als er sich dennoch ihren Armen entwand, drückte sie Ferdinand bewegt die Hand:

„Was Sie für mich thun, ist Glück, was ich ohne Sie thue, ist neues Elend."

Und nun erst erzählte sie ihm und ihren beiden Söhnen vom Leibrentenacte, und wie ihre Absicht, den unüberlegten Schritt des Grafen zu vereiteln, nur neue Schmach für sie heraufbeschworen.

Ferdinand brannte in hellem Zorne auf, nicht darüber, daß der Gräfin neuerlich ein so unerhörter Schimpf angethan worden, denn was könne man anders von so unheilbarer Verworfenheit erwarten, sondern daß sie sich zu neuen Friedensverträgen bereit gezeigt.

Auch Graf Alfred war tief erregt und ließ sich nicht abhalten, sogleich nach A. zum Vater zu reisen, um ihm all sein Unrecht vorzuhalten und auf Grund seiner Rechte als ältester Sohn ihn zu vermögen, daß er die Ehre des Hauses wiederherstelle.

„Sei ohne Furcht, geliebte Mutter," sagte er zur Gräfin, die ihn nicht von sich lassen wollte, „ich will mich vom Bruder Paul und vom Edelmuthe dieses Fremden nicht länger beschämen lassen, ich werde wiederkommen und Dir die ausreichendste Genugthuung verschaffen!"

Aber er kam nicht wieder.

Seine Bemühungen scheiterten.

Man verstand es, seine erhitzte Kindesliebe wieder abzukühlen. Drohungen der Emissäre seines Vaters thaten das Uebrige. Er machte eine Vergnügungsreise nach der Schweiz.

Es waren acht Tage vergangen und Alfred war noch nicht zurückgekehrt zu seiner Mutter. Da begab sich die Gräfin, getrieben von innerster Unruhe, mit Paul und ihren Freunden selbst wieder nach A., wo sie die Abreise Alfreds nach der Schweiz erfuhr.

Eine schmerzliche Täuschung mehr. Was weiter! Allein der Kelch überfloß noch nicht. . . . .

Im Salon der Gräfin wurde berathen, was nun weiter geschehen solle.

Außer der Gräfin und Paul waren Ferdinand, Ottenheim und Mensohn anwesend. Da stürzte Paul Schurz, der Student, mit der Nachricht herein, daß Frau v. Wolkendorf von A. abreise. Sie begebe sich soeben auf den Bahnhof nach Köln.

Diese Nachricht versetzte die Gräfin und die Anderen in maßlose Bestürzung.

So lange der Graf und Frau v. Wolkendorf noch in A. verblieben, konnte man annehmen, daß der Graf selbst noch keinen Entschluß über das Fortbestehen oder die Aufhebung des Leibrentenactes gefaßt und nur deswegen noch keinen Aufschluß gegeben.

Jetzt reiste Frau v. Wolkendorf ab, und so war es klar, daß die Sache in irgend einer Weise zwischen ihr und dem Grafen entschieden sein müsse.

„Sie hat ihre Schenkung und ich Paul, und Melanie sind am Bettelstabe," rief die Gräfin, „sie reist im Voraus ab, um den Grafen heimlich folgen zu lassen. Sie werden dann irgendwo heimlich zusammentreffen und mitsammen eine Reise in's Ausland machen und uns das Nachsehen lassen!"

„Wenn das der Fall ist, so muß es wenigstens constatirt werden!" sagte Ferdinand, an seine Verschwendungsklage denkend.

„Es mag aber auch sein," meinte Mensohn, „daß die Leibrenten-Urkunde inzwischen von einem hiesigen Notar aufgenommen worden und Baronin Wolkendorf jetzt nach Düsseldorf reist, um die Eintragung des Actes auf dem dortigen Hypothekenamte, welche ihrer Kammerfrau neulich abgeschlagen worden, selbst vornehmen zu lassen."

„Wenn sich nur," warf Ferdinand ein, „Kenntniß von dem Bestehen und dem Inhalte dieser Urkunde erlangen ließe."

Diese Worte Ferdinands entzündeten einen Entschluß in der rasch entflammbaren Seele Ottenheims.

„Ich will der Wolkendorf sofort nachreisen," rief er aus, „und ich will Alles erfahren. Reist sie nach D., so folge ich ihr dahin, ist sie bereits im Besitze der Urkunde, so soll sie mir sie herausgeben, ich verbürge es mit meinem Leben. Begleite Du mich, Mensohn. Und Sie, junger Schurz, müssen voraus, um die Spur der Baronin nicht zu verlieren. Eilen wir!"

Und sie stürzten fort, kaum die Zustimmung Ferdinands und der Gräfin abwartend.

Als Ottenheim und Mensohn in Köln ankamen, wartete Paul Schurz schon ihrer am Bahnhofe.

Die Baronin v. Wolkendorf sei im „Mainzer Hofe" abgestiegen und werde da über Nacht bleiben.

„Dort wollen auch wir uns einquartieren," rief Ottenheim, und die Drei ließen sich dahin bringen.

Um den Zweck ihrer Reise nicht vorzeitig zu verrathen, schrieben sie sich unter falschen Namen in's Fremdenbuch.

Ottenheim, vertrauend seinen persönlichen Vorzügen, suchte sich nun der Frau v. Wolkendorf, einer ebenso koketten als üppigen Schönheit, bemerkbar zu machen und ließ sich später bei ihr melden. Allein sie wies ihn ab.

Er verlangte stürmisch eine Unterredung.

Die Absicht, die ihn dabei leitete, war, sie durch Vorstellungen von den unangenehmen Folgen, welche die Schenkung des Grafen für sie haben könnte, zu bewegen, daß sie auf dieselbe verzichte.

Gelänge ihm dies nicht, so hätte er doch im Laufe der Unterredung durch sie erfahren können, ob die Schenkungsurkunde schon eingetragen sei.

Allein Frau v. Wolkendorf war bei ihrer Abreise von A. vor Dolchen, Pistolen und Gifttränken gewarnt und weigerte sich beharrlich, Jemand zu empfangen.

Glich ihre Abreise von A. doch mehr einer Flucht!

„Wir sind hier nicht sicher mehr," sagte ihr der Graf, „wir müssen für einige Zeit das Feld räumen, und zwar heimlich, sonst folgen sie uns.

„Die Stadt wimmelt von den Creaturen der Gräfin, die hinter jedem unserer Schritte lauern, die jedes Wort aus unserem Munde aufhorchen, die mit Dolchen vor unseren Thüren stehen, um uns beim Ausgehen zu überfallen, die sich in unsere Küche stehlen, um uns die Speisen zu vergiften, die uns nachschleichen bis in das Schlafzimmer, um ihr Ohr auch an unsere Träume zu legen, oder uns mit einem Racheschrei aus der Ruhe zu stören. Sie sind uns überlegen an Zahl, an Findigkeit und durch den Muth ihrer Jugend. v. Bokum, Charters, Wachter und all' die Anderen sind zu alt und lendenlahm und die Polizei und die Gerichte, die uns sonst zu Willen waren, fangen an, bedenklich zu werden, aus Furcht vor diesem Knaben Lassalle."

„Wir müssen das Feld räumen. Reisen Sie voraus, aber seien Sie auf Ihrer Hut, denn es sind tolldreiste Burschе, Abällinos und Rinaldinis, geschickt in der Verstellung und jedes Rachemittel für erlaubt haltend, als wären Sie unseres Gleichen, seien Sie auf Ihrer Hut. Ich werde Ihnen in wenigen Tagen folgen."

Alle Versuche Mensohns und Ottenheims, sich ihr persönlich zu nähern, scheiterten denn auch an dieser Schutzwehr eines unbegrenzten Mißtrauens. Sie konnten sie nicht zu Gesichte bekommen, obschon sie sich in demselben Gasthof, ja in zwei anstoßenden Zimmern rechts und links von ihr einlogirt hatten.

„All' umsonst," sagte Ottenheim zu Paul Schurz, „Sie müssen nun versuchen, mit der Kammerfrau der

Baronin zusammen zu kommen, um von ihr auf eine geschickte Art das, was wir wissen wollen, zu erfahren, ob nämlich der Leibrentenvertrag besteht und ob er bereits eingetragen ist, dann wohin die Baronin sich jetzt begiebt, endlich ob der Graf ihr folgt."

Schurz war nicht glücklicher. Es gelang ihm zwar, Frau Mallet, die Kammerfrau, zu einem Plauderstündchen in einer Nische des Gastzimmers zu verführen, aber die sonst so gern ihrer Zunge freien Lauf ließ, war heute verschwiegen und zurückhaltend wie das Grab. Ein Versuch Mensohns, den Diener der Baronin zum Sprechen zu bringen, blieb gleichfalls ohne Erfolg.

„Es ist, als ob diesmal die Hölle sich gegen uns verschworen hätte!" . . . .

Am andern Morgen, an welchem Frau v. Wolkendorf wegreisen sollte, rüstete sich auch Ottenheim zur Abreise, um ihr zu folgen.

Er sah jetzt, wie der Diener der Baronin ihre einzelnen Gepäckstücke vor die Thüre stellte. Er sah ihn auch eine Cassette bringen und bemerkte, daß er diese mit besonderer Aufmerksamkeit behandelte.

Wie ein Blitz fuhr es Ottenheim in den Sinn, daß in dieser Cassette die Leibrentenurkunde enthalten sei. „Hier findest Du, was Du begehrst!"

Kein Augenblick blieb ihm zum Besinnen. Er sah in diesem Momente nur wie im Schleier vor seinen Augen die Scene im Salon der Gräfin zu A., die verzweifelnde Mutter, den hilfsbegierigen Ferdinand.

Er ergriff die Cassette, sprang damit in Mensohns Zimmer und suchte einen Raum, sie zu verbergen.

In Mensohns Koffer? Aber dieser war mit Effecten gänzlich angefüllt.

Was thun? Es ist Gefahr im Verzuge.

Draußen auf dem Gange erhebt sich bereits der Lärm nach dem sofort vermißten Stücke, in dem sich Geld und werthvolle Papiere befinden sollen.

Man spricht von Haussuchung.

Mensohn wirft seine Kleider aus dem Koffer unter das Bett des Zimmers. Er darf den Freund nicht der drohenden Gefahr aussetzen.

Die Cassette ist im Koffer untergebracht.

Die Freunde tragen nun selbst ihren Koffer die Treppe hinab und eilen in einer Droschke, die vor dem Thore hält, so rasch es geht, davon.

Der Kutscher erhielt am Thore laut die Weisung, nach dem Rheine zu fahren, unterwegs aber eine andere Bestimmung. Ottenheim stieg aus und Mensohn fuhr mit dem Koffer und dem Handsacke Ottenheims nach dem Bonner Bahnhofe, wo eben der erste Morgenzug abgehen sollte.

Im Mainzer Hofe dauerten indessen die Nachforschungen nach der verschwundenen Cassette der Frau v. Wolkendorf fort, und als nirgends eine Spur von ihr zu finden war, fiel der Verdacht auf die beiden soeben abgereisten Fremden. Der Verdacht ward bestärkt durch die Kleidungsstücke, die man unter dem Bette fand und durch andere Zeichen einer hastigen

Abreise. Zufällig erhielt der Lohndiener des Gasthofes, der sich in seiner Berufspflicht gleichfalls auf den Bonner Bahnhof begeben mußte, dort von dem Kutscher, der die Fremden dahin gebracht, Nachricht, daß er den Einen von ihnen hergefahren. Jetzt traf auch Frau Mallet, die Kammerfrau, suchend und fahndend auf dem Bahnhofe ein. Der Zug war eben im Abgehen.

Der Lohndiener entdeckte in einem der Wagen Mensohn, drängte heran und fragte ihn, ob er nicht vielleicht irrthümlich fremde Effecten mitgenommen. Mensohn verneinte die Frage, war aber nicht gefaßt genug, um seine Verwirrung zu verbergen. Die Folge davon war, daß der Lohndiener und Frau Mallet sich rasch entschlossen mit demselben Zuge mitzufahren.

Mensohn bemerkte es und wurde von einer natürlichen Unruhe ergriffen. Als Dieb ergriffen zu werden, welche folgenschwere Schmach für ihn und die Partei!

Die Verwirrung gab ihm das Schlimmste ein. Er stieg auf der Station Brühl aus und kam nicht wieder. Jene aber fuhren weiter bis Bonn, wo mit dem nächsten Zuge auch der Gastwirth des Mainzer Hofes eintraf.

Sie wendeten sich an die Polizei. Der von dem Entflohenen zurückgelassene Koffer und Reisesack wurde in Beschlag genommen, der Koffer wurde geöffnet, die Cassette gefunden.

Sie enthielt außer verschiedenen Gegenständen des Schmucks und der Toilette eine Summe von 30,000 Frcs.

in französischem Golde und eine Mappe mit Familienpapieren und Correspondenzen.

Die gesuchte Leibrentenurkunde aber befand sich nach der spätern Angabe des Untersuchungsrichters in der Cassette nicht, auch sonst keine auf das Verhältniß zwischen dem Grafen und der Baronin bezüglichen Schriftstücke. Für diese Gattung von Papieren diente wahrscheinlich eine andere Cassette. Es war ein Mißgriff nach allen Seiten! . . . .

Ottenheim war schon am folgenden Tage um die Mittagszeit mit Paul Schurz wieder in A. eingetroffen und brachte die Nachricht, daß Mensohn die Cassette habe.

Lassalle brauste in wilden Vorwürfen auf, das sei ein zweischneidig Wagestück, dessen schneidigere Seite sich gegen sie selbst kehren werde.

Am Abend kam Mensohn selbst und berichtete den üblen Ausgang des Unternehmens.

Bestürzung in allen Herzen, auf allen Gesichtern, die sich zehnfach steigerte, als Ottenheim auch noch erklärte, daß in seinem, Mensohn überlassenen Reisesacke sich wichtige, die geheimsten Pläne der Partei verrathende Papiere befänden.

Ferdinand wartete mit brennender Ungeduld den Morgen ab, und ließ jetzt Mensohn über die Grenze flüchten.

Dann begab er sich selbst mit Ottenheim nach Köln, wo dieser sich beim königlichen Oberprocurator melden mußte, in der Voraussetzung, daß er, durch seine

Darstellung der Sache von allem Verdachte gereinigt, wieder in den Besitz seines Reisesackes gelangen werde.

Allein auch dieser Zug mißglückte, Ottenheim wurde verhaftet, der Reisesack mit den verfänglichen Papieren blieb sequestrirt. . . . . .

Alle Bemühungen Ferdinands, die Freilassung Ottenheims zu erwirken, scheiterten an der Beharrlichkeit des Richters. . . . .

Er kehrte ohne den Freund nach A. zurück, wo inzwischen sich noch Anderes zugetragen hatte, was ihm als nothwendig erscheinen ließ, sein Kriegslager thunlichst rasch nach einem andern Schauplatze zu verlegen.

Denn während die Freunde Ferdinands den Spuren der Frau v. Wolkendorf gefolgt waren und er selbst zu einem neuen Schlage, die Gegner zu kirren, ausholte, hielt Graf Edmund bei seinem Freunde, dem Capitän Charters, großen Rath mit allen seinen Genossen und Miethlingen. Man müsse ihn von diesem Zustand, den er nicht länger ertragen könne, befreien, so oder so.

Er fühle, daß die Verachtuug und der Abscheu der Welt auf ihm laste, seit jene Verschwendungsklage gegen ihn veröffentlicht worden.

Er habe jetzt die Wolkendorf fortschicken müssen, weil dieser Lassalle sie und ihn umsponnen habe, wie eine Spinne Fliegen umspinnt.

Dieser Lassalle sei überdies in Schönburg-Wildstein auf seinen Gütern gewesen und habe die Bauern so sehr gegen ihn aufgehetzt, daß diese sich in einer Adresse an den König über die angeblich maßlosen Bedrückungen

beklagten, die sie von ihm, dem Grafen, zu erdulden hätten, und bis zur Beantwortung dieser Adresse jede Arbeit und Abgabe verweigern.

Dieser Lassalle habe ihm ferner das älteste Kind, den Grafen Alfred, den Majoratserben, entführt und in die Arme der Gräfin zurückgebracht, während man sich einbildete, ihr den Grafen Paul nehmen zu können, und sie Alle wüßten ja, wie schwer es hielt, sich des Grafen Alfred wieder zu versichern.

Er, Graf Edmund, habe es sehen und hören müssen, wie sein eigener Sohn für diesen Lassalle schwärmte und ihm begeistert das Wort redete.

„Dieser Zustand," wiederholte der Graf, „darf nicht länger währen. Das Schwert des Damokles hängt über mir, über uns Allen, so lange der Bursche lebt."

Es gebe noch ein besseres Mittel, als ihn aus dem Wege zu räumen, meinte v. Bokum, das sei, ihn unschädlich machen.

„Wie das?"

„Man läßt ihn eben in's Gefängniß werfen."

„Als ob ich das nicht schon hätte wollen, aber Polizei und Gerichte weigern sich und sagen, das wäre Einer, mit dem nicht Finger zu ziehen sei, der kenne den Fichte, den Hegel und die freiheitlichen Phrasen seit Rom und Hellas alle auswendig wie das Amen im Gebete."

„Man muß ihn um dieses künstlich aufgeblasene Ansehen bringen, man muß ihn zu entehren suchen."

„Sagen Sie nur wie?"

„Durch Andichtung eines Verbrechens, z. B. so:

Sie laden ihn durch einen Dritten zu sich, um mit ihm die Angelegenheiten der Gräfin Sophie friedlich zum Austrag zu bringen. Er kommt in dunkler Abendstunde, der Zeit, die Sie ihm bestimmen, in Ihre Villa, er kommt bewaffnet, da er, wie es heißt, nie ohne Pistolen ausgeht, findet aber Niemand zu Hause, doch alle Thüren offen, offen mit erbrochenen Schlössern, Ihr Cassenpult ist gleichfalls erbrochen und zum Theile ausgeraubt, Ihre Dienerschaft kommt dazu, desgleichen auf deren Rufen bereit gehaltene Gendarmerie und — Ferdinand Lassalle, das Wunderkind, der große Gelehrte, der Günstling des Kronprinzen, der Ritter der Gräfin Sophie, der Rebell von Gottes Gnaden, wie sie ihn nennen, wird auf frischer That ertappt, wird als gemeiner Verbrecher in's Loch gebracht und für ewige Zeiten gebrandmarkt."

Der Anschlag fand allgemeinen Beifall. v. Chartres und Gendarmerielieutenant Heydel erklärten sich bereit, ihn auszuführen.

„Und sollte es denn durchaus unmöglich sein," fuhr der Graf, muthig gemacht, fort, „sollte es kein Mittel geben, ihr auch Paul zu nehmen? Sie wird sich ihrer Rechte nicht begeben, so lange sie diesen Stützpunkt hat. Fühlt sie sich aber ganz vereinsamt, so wird sie bald stumm und zahm und muß annehmen, was ihr meine Gnade aussetzt."

„Man könnte es allenfalls so versuchen," rief der erfindsame v. Bokum, „Director Wachter läßt durch seine Frau, die es mit der Gräfin hält, diese zu sich

bitten, es handle sich um wichtige Angelegenheiten. Während nun die Gräfin dieser Einladung folgt, unternehmen es zwei der Entschlossensten von uns, etwa Stallmeister Götze und Rentmeister Hungrighausen, den im Gasthof allein zurückgebliebenen Grafen Paul zu überfallen, sich seiner zu bemächtigen und ihn gewaltsam nach Ihrer Villa oder hierher zu Chartres zu bringen, wo dafür gesorgt werden soll, daß er uns nicht wieder entwische."

„Auf Götze ist nicht zu rechnen," bemerkte der Graf, „seit jener Nacht, in welcher ihm die Pulverexplosion so gräulich vereitelt worden, ist er zu keinem gegen die Gräfin gerichteten Unternehmen mehr zu haben."

„So tret' ich selber ein," rief v. Bokum, „und wenn uns diese beiden Unternehmungen glücken, und die Verleumdungsklage der Schwestern Mones gegen die Gräfin und ihren gefangenen Ritter inzwischen spruchreif geworden, wofür wir sorgen wollen, so haben wir gewonnenes Spiel auf allen Punkten und nichts zu fürchten mehr von Lassalle's wilder verwegener Jagd."

„Dann kehrt der Spieß sich um," sagte der Graf, dem alle seine Heiterkeit wiederzukehren schien, „dann reichen wir auf Grund der vielen kostbaren Zeugenschaften, die wir gegen die Gräfin zusammengebracht, eine Scheidungsklage ein, welche, an sämmtliche Mitglieder der Familie verschickt, die trotzige Dame wieder in ihr früheres macht- und ehrberaubtes Nichts zurück-

werfen soll. Darum wäre es mir auch lieb, wenn es Dir gelänge, den Bedienten dieses Lassalle auf unsere Seite zu bringen, wie Du mir in Aussicht gestellt hast, Bokum. Der Bursche könnte die besten Aufschlüsse über die schändlichen Beziehungen seines Herrn zu der Megäre geben. Vor Allem aber schaffet mir Paul, schaffet mir ihn lebend oder todt," schärfte der Graf dem v. Bokum und Rentmeister Hungrighausen ein, „denn so lange sie noch den Knaben hat, wird ihr Trotz nicht zu brechen sein."

Diese Anschläge wurden denn auch rasch in Scene geleitet.

Ferdinand erhielt die Einladung des Grafen und beschloß ihr zu folgen.

Gräfin Sophie erhielt ein vertrauliches Billet, das sie für den Abend dringend zu Frau Wachter berief, und sie bereitete sich vor, Frau Wachter zu besuchen.

Allein es traf sich, daß die Einladung des Grafen an Ferdinand gerade für den Abend jenes Tages lautete, an dessen Morgen er sich gedrungen fühlte, mit Ottenheim nach Köln zu reisen, um dort einen Theil der üblen Folgen des „Cassettendiebstahls" abzuwenden, und so bat er Wolfram v. Zollern, der einige Tage zuvor nach A. gekommen war, um sich nach dem Schicksal der Gräfin zu erkundigen, ihn beim Grafen zu entschuldigen und, wenn es sich um unaufschiebbare Dinge handeln sollte, auch mit Vorbehalt zu vertreten.

Die Gräfin aber wurde im Laufe desselben Tages

von einem Verbündeten Ferdinands im jenseitigen Lager heimlich gewarnt und dringend erinnert, ihren Besuch bei Frau Wachter in Begleitung ihres Sohnes, des Grafen Paul, zu machen.

Und so geschah es, daß Wolfram v. Zollern, der Liebling des Fürsten Bernhard, eines Abends in der Villa des Grafen v. Frundsberg als Einbrecher auf frischer That ertappt und festgenommen wurde.

Und so kam es, daß, als v. Bokum und Rentmeister Hungrighausen sich an demselben Abende bei Gräfin Sophie einfanden, um in deren Abwesenheit den Grafen Paul zu entführen, sie daselbst nur ihren alten Kammerdiener Johann Schurz und dessen Sohn, den Studenten Paul Schurz, fanden.

„Sind Sie Paul?" fragte v. Bokum den jungen Schurz.

„Ja," lautete dessen Antwort.

Und so ergriffen denn die Beiden, ohne sich in weitere Erörterungen mit Vater oder Sohn einzulassen, den jungen Mann an beiden Armen, geboten ihm unter Androhung des Todes Stillschweigen und brachten ihn zu Charters.

Vermuthlich, dachte der alte Schurz, bringen sie ihn jetzt auf die Polizei, um ihn in der unglücklichen Kölner Cassettengeschichte, bei der er mit dabei war, zu vernehmen. Nun, henken werden sie ihn mir nicht! — und er ließ ihn ruhig fortführen.

Die Irrthümer klärten sich zwar bald auf, aber Ferdinand und die Gräfin Sophie wurden dadurch auch

aufmerksam gemacht, daß die ganze zu jeder Gewaltthat bereite Macht des Grafen Edmund sich in A. zusammengezogen habe, und da Ferdinand nach der Wegreise der Wolkendorf sich in A. keinen rechten Wirkungskreis mehr ersah, hielt er es für unklug, sich und seine zusammengeschmolzene Schaar zur Zeit des augenblicklichen Nachtheils, in welchem er sich durch die Cassettengeschichte offenbar befand, der Uebergewalt auszusetzen. So ließ er denn die Gräfin und die Ihren nach Deutz nächst Köln gehen, und folgte ihr dahin, um von da aus die Befreiung seines Genossen, und die Herausgabe der sequestrirten Papiere zu betreiben.

Im gegnerischen Lager war zu gleicher Zeit über das fatale Mißlingen zwei so wohl erdachter Anschläge große Bestürzung aller Betheiligten, die jedoch rasch in helles Frohlocken umschlug, als die Nachricht vom Cassettendiebstahl auch ihnen zu Gehör kam.

„Triumph!“ rief Graf Edmund, „Triumph!“ rief v. Bokum, rief Charters und riefen die Anderen, „nun brauchen wir ihnen keine Mausefallen mehr zu stellen, sie haben sich in ihr eigenes Garn gefangen, und daß sie allesammt darin haften bleiben, dafür wollen wir schon Sorge tragen!“

„Allein das müßt Ihr auf Euch nehmen,“ sagte der Graf, „und mich dabei ganz aus dem Spiele lassen. Ich muß jetzt der Wolkendorf folgen, die mir vorausgereist ist in die schottischen Hochlande, und will den Winter in Paris zubringen, bis das Geschrei, in das sie mich hier gebracht haben, verhallt und vergessen ist.

Auch möchte ich Euch rathen, nicht in A. zu verbleiben, so sie in ihrer Hauptmacht zusammenstehen und jeder Schritt, den Ihr gegen sie vorhabt, ihnen im Voraus verrathen werden kann. Wendet Euch zum Theil nach Köln, wo die Diebstahlsgeschichte Euch dazu dienen kann, sie Alle in's Loch zu bringen, zum Theil aber nach D., wo dieser Lassalle seine Residenz aufgeschlagen hat und sich wieder einfinden dürfte, wenn er in Köln loskommt. Prinz Vitus und v. Rapps, die ihm seit jener gräßlichen Nacht in meinem Palais noch Etwas heimzuzahlen haben, werden Euch behilflich sein, ihm so oder so das Handwerk zu legen.

Vor Allem aber vergeßt nicht, seinen Bedienten zu kaufen, denn der wird uns am besten dazu helfen, ihr und ihm den Garaus zu machen für immer. Haltet Euch wacker, Ihr Freunde! Gottes Beistand kann uns nicht fehlen!"

Zweites Capitel.

Zweierlei Elend.

In einer der tausend und abertausend Dachstuben Berlins, in welchen die Armuth haust, saß im Spätwinter, in den letzten Februartagen des Jahres 1847 der Maschinenarbeiter Jacob Holling bei einer rauchigen Nachtlampe, die ihr letztes Oel verzehrte, und litt Hunger und Kälte.

Aber das waren seine schmerzlichsten Empfindungen nicht.

Weit empfindlicher schmerzte ihn ein grausamer Gedanke, ein Sorgenquell, der aus seinem heißen Herzblut in seine müden Sinne schoß:

„Wenn es aus sein wird mit meinem Hungern und Frieren, was wird dann aus Denen werden, die hier auf ihrem Strohlager ihr Hungern und Frieren verschlafen: aus meinem einarmigen Weibe und ihrem Kinde? Denn daß der Tod seine mitleidige Hand aus freien Stücken auch über sie ausstrecken wird, kann ich nimmer glauben. Das Leben der Armuth, wenn sie es nicht selbst abschüttelt, ist zähe. Das grausame

Erbarmen wirft ihr immer wieder einen Biſſen zu, um den allzeit hilfbereiten, allbefreienden Tod von ihrer Seite wegzutäuſchen."

Die Lampe flammte, dem Erlöſchen nahe, auf und nieder, wie das Leben Deſſen, dem ſie leuchtete.

Sie ſtand auf einem Stuhle, vielleicht dem einzig vom Glücke Bevorzugten in dieſer Stube, denn er bekleidete die Würde eines Tiſches.

Vor ihm ſaß auf einem Fußſchemel Jacob Holling und ſchraubte eine alte dreiläufige Piſtole auseinander.

Er war eben mit der Arbeit fertig geworden und ſtand nun auf, um die auseinandergeſchraubten Stücke an verſchiedene Orte der Stube zu zerſtreuen.

Den Schaft legte er auf den kalten Ofen, die Läufe auf den Fenſterſims, Hahn- und Schraubtheile dorthin, hierhin.

Dann ſetzte er ſich wieder vor die eben hochaufflackernde Lampe hin und murmelte:

„So, nun kann ſie uns nicht mehr ſchaden, und wenn es mit mir aus iſt, und Wilhelm, dem ich ſie geſtern enttragen habe, es hört, dann mag er kommen und ſich ſie hier zuſammenſuchen. Es wäre ein niederträchtiges Bubenſtück geweſen, Weib und Kind mit hinüberzunehmen. Wenn es die Leute in den Zeitungen geleſen hätten, ſie würden mir gerechte Flüche nachſchicken in die Grube. So aber, wenn ich nur ein Ende mache mit mir ſelber, dann werden die Leute ein Mitleid fühlen mit den Zurückgebliebenen, mit der arbeitsunfähigen Witwe, mit dem verwaiſten Kinde,

und mein Tod kann ihnen noch zur Wohlthat gereichen."

Dann zog er einen Strick aus der Tasche.

„Wäre es nicht besser, ich ginge fort und thäte es irgend anderswo, um ihnen den Anblick zu ersparen?"

Er blickte düster in die Lampe: „Nur noch eine kleine Weile brenne fort, bis ich Abschied genommen von den Schlafenden, dann kannst du erlöschen."

Und er trat an's Bett, wo auf kahlem Stroh unter einer dünnen Decke sein Weib und sein Kind schliefen.

Er heftete sein Auge mit thränenlosem Schmerze auf die Beiden.

Seine Lippen bewegten sich nicht, und dennoch schrie es laut auf in ihm: „Euch soll ich verlassen? Dich, Käthe, soll ich verlassen, die ich nicht verließ, als das Maschinenrad Dir den rechten Arm zermalmte, und kein Band mich an Dich fesselte, als ein Tausch von Liebesblicken? Hatte ich ihr damals die Ehe versprochen gehabt? Nein. Aber ich liebte sie, und sie mich wieder. Wir hatten es uns aber noch nicht gestanden, als sie das Unglück traf, daß ihr das Maschinenrad den Arm zermalmte, und die Alleinstehende erwerbsunfähig geworden für ewige Zeit. Dennoch Käthe, sagte ich ihr damals, sollst Du, wenn Du willst, die Meine werden, denn in meinem Sinne habe ich Dir, wie ich Dich zum ersten Mal gesehen, versprochen, Dich werde ich oder keine Andere heiraten. Freilich damals warst

Du schön und frisch wie ein Pfirsich am Baume, heute bist Du vom Elend dürr und fahl, vom Sorgen und Entbehren welk und faltenbedeckt. Damals standen wir Beide in Arbeit und hatten Beide was bei Seite gebracht. Heute bin ich nach langer Krankheit ein Jahr ohne Verdienst, alle Helfer sind überdrüssig, wir nagen am Hungertuche und mit uns ein unschuldig Kind, dessen Lebensblüthe der Wurm Mangel frühzeitig zernagt. Dennoch liebe ich Dich wie am ersten Tage, Käthe, und wenn ich Hand lege an mich selbst, so geschieht es zu Deinem und des Kindes Besten. Ich bin krank und entkräftet und Sterben ist noch das Einzige, was ich für Euch thun kann. Gott sei Euch gnädig!"

Er beugte sich auf die Schlafenden nieder und berührte mit seinen Lippen zuerst das Gesicht seines Weibes, dann das des Kindes, leise, aus Furcht, sie könnten erwachen.

Dann zog er aus seiner Tasche ein beschriebenes Papier für seine Schwester Rosa, die in der Kammer nebenan bei ihm wohnte, aber heute ausgegangen war, ohne ihm zu sagen, wohin.

Auch sie hatte ihre Beschäftigung in einer Fabrik verloren. Sie hatte die Gunstbezeugungen des Directors zurückgewiesen, und ein kleines Versehen genügte in der Folge, um sie für immer aus der Arbeit zu schicken.

Daß sie nun heute nicht nach Hause kam, war Jacob Holling ein Schmerz mehr, und auf dem Zettel, den er ihr zurücklassen wollte, standen eindringliche,

väterlich mahnende Worte, brav und ehrlich zu bleiben, wenn sie es noch sei.

Er legte den Zettel auf den Stuhl neben die erlöschende Lampe und schlich im Dunkeln zur Thür hinaus, sie leise hinter sich zuziehend.

Dann tastete er die Stiegen hinunter, um außer dem Hause eine geeignete Stätte für seine letzte düstere That aufzusuchen.

Als er ungefähr die Hälfte der Stufen zurückgelegt hatte, hörte er Schritte heraufkommen und sah den Schein einer Kerze heraufleuchten. Er drückte sich an die Wand, um die Kommenden an sich vorbeizulassen.

Aber als sie näher kamen, erkannte er, daß es seine Schwester Rosa war in Begleitung eines fremden Herrn, eines jungen, überaus feingekleideten, vornehm aussehenden Mannes.

Für Holling war kein Entrinnen. Auch wollte er es nicht mehr. Ein furchtbarer Gedanke erfüllte ihn mit Unmuth und Unwillen so sehr, daß er den Zweck seines Weggehens vergaß.

„Jacob, bist Du's?" rief Rosa's gedämpfte Stimme, „wohin willst Du so spät? Ist etwas vorgefallen?"

Holling gab keine Antwort, sondern sah mit finster fragendem Blick nach ihrem Begleiter.

Rosa erröthete.

Der Fremde bemerkte ihre Verlegenheit und verstand den finster fragenden Blick.

„Seien Sie unbesorgt, mein Liebster," sagte er, „ich komme in der besten Absicht und Ihre Schwester hat sich nichts vorzuwerfen. Ich will Ihnen den Zweck meines Kommens auch ohne Rückhalt mittheilen, wenn wir uns erst in Ihrer Wohnung befinden werden. Wollen Sie nicht, anstatt fortzugehen, uns dahin zurückbegleiten?"

Rosa ging mit dem brennenden Wachsstocke voran, Holling und der Fremde folgten ihr.

„Hu!" rief letzterer, als das Aufsteigen kein Ende nehmen wollte, „das ist keine Wohnung für Schwindsüchtige, ich glaube, ich habe nun die tausend Stufen hinter mir."

„Wir sind schon da," sagte Rosa, als die breitere Treppe zu Ende war, nun noch eine schmale, hölzerne emporsteigend und endlich an einer wurmstichigen Thür stehend bleibend.

„Nur leise," ermahnte Holling seine Schwester, „daß wir Käthe und die Kleine nicht wecken."

Die Drei traten auf den Fußspitzen in die Stube.

Der Fremde schien erstarrt über den Anblick so vieler Armuth, dieser kahlen, nackten, rissigen Wände, dieses Mangels an Allem, dieser grausenerregenden Herberge der — schönen Rosa.

Rosa wollte die Lampe anzünden, aber sie bemerkte, daß kein Oel mehr da sei und sie bemerkte zugleich, daß ein Zettel daliege, der ihren Namen zur Aufschrift und die Schriftzüge ihres Bruders trage. Ehe dieser es hindern konnte, hatte sie die wenigen Zeilen auch schon gelesen.

„Jacob," schrie sie auf, sich umwendend und ihn bleich und zitternd anstarrend, „Du Gottvergessener, was hast Du vorgehabt? Du konntest so etwas thun wollen? Jacob, hast Du den Verstand verloren?"

„So sei doch still!" rief er leise auf die Schlafenden zeigend.

Aber das Weib im Bette war schon aufgewacht, erhob sich mit ihrem Oberleibe auf dem raschelnden Stroh, wobei der Fremde bemerkte, daß ihr der rechte Arm fehle und blickte mit großen Augen in die Scene. Eine Frage war auf ihren Lippen, aber die Anwesenheit des Fremden machte sie stumm.

„Käthe, denke," rief die aufgeregte Rosa unbedacht, „er hat sich ermorden wollen!"

Das Weib sank mit einem Schrei auf ihr Lager zurück. Jacob lehnte sich taumelnd an die Wand, um nicht zusammenzubrechen, das Kind war über den Schrei der Mutter erwacht und fuhr jetzt weinend auf.

Der Fremde konnte im matten, schmalen Lichtschimmer des Wachsstockes kaum erkennen, was um ihn vorging. Nur das erkannte er deutlich, daß er sich hier in die Höhle des furchtbarsten Elends begeben.

Rosa drehte den Wachsstock auf, um ihn nicht erlöschen zu lassen, stellte ihn auf den Fenstersims, wo der Dreilauf der Pistole lag, den sie jetzt nicht, wohl aber der Fremde sah, und eilte an's Bett, um das weinende Kind zu besänftigen. Sie gewahrte dabei, daß Käthe in Ohnmacht lag.

„Jacob, rasch Wasser, die Käthe ist ohnmächtig geworden, sie liegt wie todt."

Jacob konnte sich nicht von der Stelle bewegen und sagte blos mit lallender Stimme: „Dort steht der Krug im Winkel."

Der Fremde nahm den Krug hastig auf, trat an's Bett und bespritzte das Gesicht der Ohnmächtigen mit Wasser.

Sie kam langsam zu sich.

Sie erholte sich mehr und mehr, aber plötzlich verzerrte sie ihre Züge und verlangte nach den Tropfen.

„Schon wieder diese Magenkrämpfe," sagte Rosa. Das Kind hatte, als es den Fremden sah, zu weinen aufgehört. Sie setzte es jetzt auf die Erde und nahm die Tropfen.

Es war kein Zucker da. So mußte denn die herbe Arznei ohne Zucker eingegeben werden.

Aber es mochte doch etwas Anderes sein, als Magenkrämpfe, denn das Wimmern des Weibes hörte nicht auf.

Jacob Holling stand noch immer bleich und regungslos an der Wand. In seiner Verwirrung hatte er unbewußt den Strick aus der Tasche gezogen und drehte ihn jetzt krampfthaft in der Hand.

„Verzeihen Sie mir," sagte Rosa zu dem Fremden, „daß ich Sie hierher gebracht habe, wo Sie das Alles mitansehen müssen. Ich habe gesagt, daß Sie es bereuen würden. Aber Sie wollten es durchaus. Ach, ich bin ganz untröstlich, daß es heute gar so arg bei uns ist."

„Nicht doch, liebes Kind," beruhigte sie der Gast, „ich bin Ihnen vielmehr zu Danke verpflichtet, denn nun weiß ich ja, wie dringend hier Hilfe noththut, was ich sonst in solchem Maße nie hätte begreifen können. Aber," setzte er dann leise hinzu, „wollen Sie mir wohl einen Gefallen erweisen?

„Was ich vermag."

„Es handelt sich um einen Gang aus dem Hause. Ich werde Ihnen einige Zeilen an einen mir befreundeten Arzt zum Bestellen geben. Er wird Ihnen folgen und auch gleich die nöthigen Arzneien mitbringen. Auf der Adresse meines Billets werden Sie seine Wohnung genau angegeben finden, Sie können nicht fehlgehen. Noch besser, nehmen Sie meinen Wagen und befehlen Sie dem Kutscher den raschesten Lauf. Hier ist Geld."

Der Fremde schrieb, während Rosa das Kind wieder in das Bett zur Mutter hob, mit Blei einige Zeilen auf ein Blatt seines Notizbuches, faltete es zu einem Billet zusammen, schrieb die Adresse darauf und drängte die schöne Rosa damit fort.

„Ist das Ihre einzige Stube?" fragte er jetzt Jacob Holling.

„Es ist hier nebenan noch die Kammer meiner Schwester," antwortete dieser und merkte es kaum, daß ihm der Strick aus der Hand geglitten.

„Könnten wir dort ein paar Worte mit einander sprechen?"

Jacob nahm den Wachsstock und ging dem Fremden in die Kammer voran. Dieser folgte ihm dahin.

Mutter und Kind blieben allein im Dunkeln zurück. Aber es war, als ob das Schwarz der Finsterniß, das ihr Elend verbarg, besänftigend auf Beide wirkte. Das Kind legte sich hin und schlief wieder, die Mutter drückte ihr Gesicht in das Stroh und ihr Wimmern wurde jetzt nur in großen Zwischenräumen vernehmbar.

In der Kammer, einem kahlen, schmalen Gemach, dessen Armuth nur durch seine Reinlichkeit verdeckt wurde, dauerte indessen das Gespräch des Fremden mit dem Arbeiter fort.

Holling befragt, wie er in diese tiefe Nothlage gekommen sei, erzählte Alles, und wo er etwas verschweigen wollte, lockte es ihm der kluge und Zutrauen erweckende Frager dennoch heraus.

So erfuhr der Fremde, daß Jacob Holling einer der rüstigsten und sparsamsten Arbeiter und stets ein Liebling seiner Arbeitgeber gewesen, so lange er nur mit seinen Händen gearbeitet. Aber als auch der Geist in ihm zu arbeiten fing, als er sich von den Ideen der neuen Zeit wie so viele seines Gleichen beseelt und von dem neuen Glauben erfüllt zeigte, den der Verächter und Bekämpfer des papistischen Aberglaubens und geistlichen Weltgelüstes, Longe, von der Oder an den Rhein, vom Rhein an die Spree trug, da habe er es mit seinem Fabriksherrn verdorben. Die Arbeit sei ihm da gekündigt worden, und bald habe er sich, wie ja so mancher Andere seiner Meinungs- und Glaubensgenossen, in allen Fabriken und Gewerken so verschrien gesehen, daß er nirgends mehr eine Beschäftigung

finden konnte. Im Hader mit Willkür und Tyrannei, excommunicirt von Kirche und Capital, sei er bald in Kummer und Sorge und zuletzt in eine Krankheit verfallen, die seine Körperkraft lahm legte und von welcher er sich bis heute noch nicht ganz recht erholt habe.

Zwar hätten seine Meinungs- und Glaubensgenossen, besonders Freund Wilhelm Rauls, ihm ausgeholfen über ihr Vermögen, aber bald sei er es müde geworden, sich von dem Schweiße der Anderen zu nähren, ohne Aussicht, ihnen das Entborgte zurückerstatten zu können, und als auch seine Schwester Rosa, weil sie den unsittlichen Versuchen ihres Vorgesetzten trotzte, aus der Arbeit geschickt wurde und bei dem Stillstehen so vieler Fabriken sich keine neue für sie fand, da sei seine Noth gewachsen über das Erträgliche. Er habe nur noch Heil für sich und die Seinen auf dem letzten Auswege des Elends gesehen. Denn was ein Mann nicht darf, vom Mitleid der Anderen leben, das dürfe ein verkrüppeltes Weib, eine unmündige Waise, ein hilfloses Kind, und für diese hätte sein Tod, den er in der Verzweiflung habe suchen wollen, vielleicht ein rettend Mitgefühl der Menschen aufgerufen."

„Ich habe ein dreiläufiges Rohr auf dem Gesimse Ihres Fensters gesehen," fragte der Fremde, „was wollten Sie damit?"

Holling antwortete nicht.

„Sie wollten damit auch Ihre Frau und Ihr Kind der ungewissen Lage entreißen, in der Sie sich selbst nicht mehr erhalten konnten. Ist es so?"

„Es war ein entsetzlicher Kampf, den die Liebe, die Liebe des Gatten, wie des Vaters in mir gekämpft, aber der menschlichere Entschluß hat doch den Sieg in mir davongetragen."

„Aber Sie sollen selbst diesen menschlicheren Entschluß, die ungeheuerlichen Eingebungen Ihrer Verzweiflung auf einen Selbstmord zu beschränken, nicht ausführen, lieber Mann, sagte der Fremde, und setzte hinzu:

„Mögen sich Jene aus der Welt schaffen, die durch ihren Mißverstand und ihr Uebelwollen Sie in dies Elend gebracht; Sie können noch ein nützliches Glied der Gesellschaft werden, Jene nimmer. Ist der Arbeiter und Arme ein geringerer Mensch, daß er nicht denken, glauben, seinen Geist nicht sollte erleuchten, seine Lage nicht sollte verbessern wollen dürfen? Hat er ein geringeres Recht, sich an der ewig vorschreitenden Entwicklung zu betheiligen, als Die in goldener Wiege dumm geboren worden, oder Die ihre müßigen Hände in der Tasche halten und da mit ihrem goldenen und silbernen Ueberflusse klappern? Der Tag ist nahe, der diese Tyrannei brechen wird, der Tag ist nahe, der Arbeiter machen wird aus uns Allen, lieber Mann. Dann werden Männer, wie Sie und Wilhelm Rauls, den auch ich zu meinen Freunden zähle, mit rüstiger Hand in die neue Zeitbildung eingreifen müssen. Dann wird kein Mensch außer der Gesellschaft stehen. Darum leben Sie und lassen Sie Andere sich henken. Leben Sie sich, Ihren Lieben und der Gesellschaft, deren Mitglied Sie sind, und

wahrlich nicht ihr schlechtestes. Sie sollen wieder zu Kräften kommen und dann wieder einen Arbeitgeber finden, Jacob Holling, lassen Sie mich dafür sorgen."

„Nur eine Frage gestatten Sie mir, ehe ich Ihre Wohlthat annehmen kann, gnädiger Herr," sagte Holling, in dem sich das Mißtrauen doch wieder zu regen begann, „geschieht dies Alles meiner Schwester Rosa willen? Wie haben Sie überhaupt Rosas Bekanntschaft gemacht?"

Der Fremde zögerte mit der Antwort. Dann sagte er mit ernstem Nachdruck: „Die Verzweiflung hat Sie Beide zu einem gewaltsamen Schritte getrieben und der Zufall hat es wollen, daß ich Ihnen Beiden ein Retter werden sollte."

Holling wollte noch weiter fragen, aber sie hörten jetzt die Thüre der Vorstube aufgehen. Rosa und der Arzt waren gekommen; der Fremde eilte ihnen entgegen. Holling folgte langsam.

„Albert!" rief der Fremde und reichte dem Arzte mit herzlicher Innigkeit die Hand.

„Ferdinand! bist Du es wirklich?" rief Dr. Magnus und zog den Freund, den lang entbehrten, an sein Herz.

Als Holling den Namen Ferdinand aussprechen hörte, fiel es ihm sofort ein, daß dies Ferdinand Lassalle sein müsse, von dem er Wilhelm Rauls und Andere so viel Seltsames und Herrliches erzählen gehört, und er blieb in der Thüre der Kammer stehen, wie in anbetender Verehrung vor einer überirdischen Erscheinung.

Aber auch sonst war Manches, was ihn an die Schwelle bannte, als er aus der Kammer, seinem Gaste folgend, in die Stube treten wollte. Ihm war, als ob mit dem Arzte, mit dem menschenfreundlichen Dr. Magnus, den er kannte, der in früheren Tagen sein Hausarzt gewesen, der Glanz und der Reichthum hereinbeschworen wäre in seine Armseligkeit, Rosa zündete eine große Kerze an und stellte sie in einem silbernen Handleuchter auf den Stuhl, welcher wohl hier zum letzten Male Tisch sein wird, neben die erloschene Nachtlampe, die mit ihrem letzten Oele die elendste Stunde seines Lebens beleuchtet. Und aus einem großen Korbe sah er zwei golden blinkende Weinflaschen ragen und weißes Leinenzeug glänzen und der lockende Duft von köstlich nährenden Speisen verbreitete sich in der Stube. „Die Erde hat mich wieder!“ rief's in ihm, und als er nun noch gar sein Weib, seine geliebte blasse Käthe, auf dem Bette aufrecht sitzen sah, die Decke mit verlegener Miene an den Hals ziehend, mit verlegenen Augen in die Ueberraschung lächelnd, da mußte er die Hand auf sein Herz drücken, daß es ihm nicht berste vor Glückempfinden.

Das Alles hatte Ferdinand mit wenigen Worten anzurichten verstanden. Sie waren in seinem Billet an Dr. Magnus enthalten: „Ich bin seit wenigen Stunden in Berlin. Folge der Ueberbringerin, sie wird Dich zu mir führen. Aber bringe Licht mit für eine finstere Stube und Trank und Speise für vier verhungernde Menschen.“

„Was bringt Dich so unverhofft nach Berlin?“ fragte Magnus Ferdinand, „war es doch, als ob Du uns für immer den Rücken gewandt hättest, und die geräuschvolle leichtlebige Welt von Paris Dich für immer behalten sollte.“

„Mich führt Mancherlei her,“ sagte Ferdinand ernst, „aber nichts so dringend, als der Wunsch, meinen Proceß mit Angelika zu schlichten. Doch davon und von Anderm sprechen wir nachher. Siehe zu, ob Deine Hilfe hier noch sonst vonnöthen ist und laß uns dann gehen. Mich verlangt's sehr, Dich allein zu haben.“

Magnus trat an das Bett und überzeugte sich als Arzt, daß hier das Dringendste bereits gethan sei. „Sie müssen mit der wärmeren Jahreszeit auf's Land, liebe Frau Holling. Eine frischere Luft und bessere Diät habe ich Ihnen und Ihrem Gatten ja schon ehedem als das Einzige empfohlen, was Ihnen zu einer völligen Wiederherstellung noth thut. Nun ja, man kann nicht immer, wie man will, aber man sollte in solchen Fällen ein offenes Vertrauen zu seinem Arzte haben. Hätten Sie das gehabt, es sähe noch immer so heimlich und putzig bei Ihnen aus wie ehedem. Sagen Sie, liebe Frau Holling, hätten Sie wohl den guten Willen — wenn man Sie wieder in die Lage setzte, es zu können, versteht sich — hätten Sie dann wohl den guten Willen, noch ein Kind bei sich aufzunehmen und es zu pflegen? Hätten Sie, schöne Rosa, vor Allem die Lust, diesem Kinde ihre ganze liebevolle Aufmerksamkeit zuzuwenden, ihm die Stelle einer Mutter zu ver-

treten? Das Kind könnte Ihnen Allen den Segen wieder in's Haus bringen."

Rosa erklärte erröthend sich bereit dazu; auch Frau Holling winkte bejahend.

„Nun, wir wollen noch weiter darüber sprechen. Ich komme wieder."

„So, ich bin fertig," sagte er jetzt sich zu Ferdinand wendend.

Dieser hatte inzwischen Jacob Holling einen Hundertthalerschein gereicht, „als Vorschuß auf ein weiteres Geschäft," wie er hinzufügte. „Wir besprechen dann auch die Modalitäten der Zurückzahlung, denn ich schenke Keinem etwas. Und hören Sie mir ja nicht auf, auf eine bessere Zeit zu vertrauen, die vor der Thür steht, bis wir sie einlassen, und in welcher kein Mensch mit einem guten Lebenswillen wird zu verzweifelten Entschlüssen getrieben werden."

Die beiden Freunde gingen nun über die Treppe geleitet von der leuchtenden Rosa, der Ferdinand zum Abschied noch die Hand und einen Kuß auf die Stirne drückte. „Auf Wiedersehen, schöne Rosa!"

„Wie kommst Du zu der Bekanntschaft?" fragte, auf der Straße angekommen, ihn auch Magnus, freilich mit anderem Gefühle, als oben Jacob Holling, des Mädchens Bruder, ihn gefragt.

„Dem Verschwiegenen brauche ich es nicht zu verschweigen," antwortete Ferdinand. „Das Mädchen war auf dem Punkte, aus einer schönen Unschuld eine schöne Sünderin zu werden. So traf ich sie mit scheuem

Umsichblicken auf der Straße, als ich mich eben nach abgeschütteltem Reisestaube aus meinem Gasthofe auf dem Gendarmenmarkte zu Dir begeben wollte. Ich lernte in Paris feine Unterschiede ziehen und so erkannte ich sofort, daß hier eine Unglückliche den ersten Schritt auf der schlüpfrigen Erwerbsbahn wagt. Hier kannst Du vielleicht ein Retter werden, dachte ich. Ich lud sie ein, mit mir zu kommen, und sie folgte mir. Aber auf meinem Zimmer, wo ich die Zutraulichkeit des schönen Kindes erwarten zu dürfen glaubte, sank sie vor mir in die Kniee und ein Strom von Thränen quoll aus ihren dunklen Augen.

Nach langem Insiedringen gestand sie mir, daß nicht sowohl ihre, als die Noth von drei andern mit dem Hunger ringenden Menschen sie zu diesem Schritte verleitet habe, den sie bereue, dessen Schmach sie erdrücke, noch ehe er gethan. Hoch die Frauentugend! rief ich und ruhte nicht, bis das Mädchen seinen ganzen Jammer vor mir ausschüttete. Da hast Du Alles. Das Uebrige ist Elend, Menschenelend, wie ich es nun schon so viele Monate ertragen lerne. Freilich ist das Elend, gegen das ich heute eine siegreiche Lanze einlegte, doch ein ganz anderes, als jenes Elend, gegen das ich nun schon so lange mit allen Waffen der Physis und der Moral, des Geistes und der Materie einen hundertarmigen Kampf führe, dessen Erfolglosigkeit mich fast verzweifeln macht. Ich sage Dir, Albert, dieses Elend unten ist eine Erquickung und Labsal nach jenem Elend oben. Wie erhebend und trostvoll, wie versöhnend und wieder-

aufrichtend wirkt nicht in dem Jammerdasein dieses Jacob Holling die Liebe, mit der wir Mann an Weib, Vater an Kind, Bruder an Schwester hängen sehen ohne jede andere Selbstsucht, als eben nur die Liebe, die edle, reine, schlackenlose Liebe. Könnte ich diesen hochgeborenen und durchlauchtigsten Edmund v. Frundsberg doch, diesen Titan der menschlichen Erbärmlichkeit, mitten in dieses Elend hineinschmieden, daß er über das seine erröthen lernte! Albert, Albert, was muß das für eine blutige Revolution werden, die all' die Erbärmlichkeit, all' der unberechtigt berechtigten Großen und Hohen, die uns fortwährend ärgern und am Barte zupfen, zu Boden wirft und zerschmettert! Mir schaudert, denn ich sehe sie kommen, mit ihrem Grauen und Grausen, näher und immer näher, unabwendbar, unerbittlich, unwiderstehlich, ein Hochgericht, wie noch keines gewesen!"

„Die Sache der Gräfin Sophie steht jetzt schlimmer denn je?" warf jetzt Magnus ein, wie um die Gedanken Ferdinands auf ihren Ausgang zurückzuführen.

„Das allein ist es nicht, was mich aufbringt," erwiderte Ferdinand. „Ich werde ein mahnend Wort an den König über die Angelegenheit Sophiens sprechen, und hilft der nicht, so helfen wir uns schon selber. Die Grafen Edmund Frundsberg sind es noch nicht, welche die Blutschauer einer Revolution bedingen. Wir können diese entnervten Ungethüme schon selbst zu Boden strecken. Aber nun von etwas Anderem, wie steht Angelika mit dem König? Warum hat Angelika mir seit Monaten

keine Zeile geschrieben? keinen Brief beantwortet? Warum hast Du selber geschwiegen? Warum bereitet Ihr mir diesen nutzlosen Aerger? Was habe ich gegen Euch verbrochen?"

„Wir sprechen darüber und über manches Andere, das uns gemeinsam trifft, bei einer Flasche Wein. Wir finden wohl noch eine Weinstube offen, oder willst Du mein Gast sein?"

„Es ist mir einerlei. Noch eins. Was ist das für ein Kind, das Du den Hollings in Pflege geben willst!"

„Du thust gut, darnach zu fragen, denn die Sache geht Dich näher an, als Du vielleicht denkst. Doch auch darüber bei der Flasche Wein."

„Hier ist noch eine Weinstube erleuchtet, laß' uns einkehren."

Sie kehrten ein. Es war spät und kein Gast mehr in dem geräumigen Locale. Die schlaftrunkenen Kellner machten die Eintretenden darauf aufmerksam.

„Desto besser," rief Ferdinand, „so können wir hier noch ein Stündchen ungestört verplaudern."

Drittes Capitel.

Bei einer Flasche Wein.

Die beiden Freunde saßen bald in einer Nische, eine Flasche Hochheimer stand zwischen ihnen, die Gläser waren gefüllt; die schlaftrunkenen Ganymede ließen sich in respectgebotener Entfernung nieder und nickten ein; nichts hinderte ein vertrauliches Gespräch und nichts drohte, es zu stören.

„Du wolltest zweierlei wissen," begann Magnus. „Warum Angelika ihre Briefe an Dich eingestellt, und was das für ein Kind ist, für das ich eine Unterkunft suche bei armen, braven Leuten? Beide Fragen hängen innig zusammen und ich kann sie in einem Athem beantworten. Prinzessin Bernhardine ist die Mutter des Kindes, Du bist der Vater, und Angelika weiß darum."

„Wer hat es Angelika gesagt?" fragte Ferdinand, und sein Gesicht war mit glühendem Purpurroth übergossen.

„Die Prinzessin selbst in ihrer rasenden Leidenschaft. Als sie ihr Unglück gewahrte, bat sie ihren Vater um

eine geheime Unterredung. Sie gestand ihm, daß sie Dich liebe und setzte hinzu, daß sie Deine Gattin werden oder sterben wolle.

Fürst Bernhard glaubte anfangs, seine Tochter sei irrsinnig geworden und befahl, Aerzte zu holen; als er aber erkannte, daß sie mit gesunden Sinnen und folgerichtiger Wortanwendung spreche, fing er zu toben an und verwies ihr die unglückliche Herzensneigung mit wilder Strenge. Niemals könne das geschehen, was sie in ihrem Unverstande verlange. Du seist nicht ebenbürtig, sie sei fürstlichem Blute entsprossen, Du in niederem Staube geboren. Der König könne Dich erheben, sagte sie. Wenn sich der König, sagte er, auch zu solchem Ritterschlage bewegen ließe, so wärest Du doch im Stande, die Ehre der Erhebung zurückzuweisen, Du seist ein Demokrat, und zwar der gefährlichsten Einer, Einer, der mit seiner Niedrigkeit stolz thue und die bevorrechteten Hohen hasse und befeinde, Einer, der sich mit der niedrigsten Volksclasse verbrüdere, um sie als Werkzeug für seine Alles gleich machenden Grundsätze zu gebrauchen, und sich doch wieder unter die höchsten Stände und in deren Angelegenheiten mische und mit ihnen auf gleichem Fuße lebe, um ihre Schwächen bloßzulegen und dem Pöbel zuzurufen: Seht, da stoßt zu! Kurz, er malte Dich so schwarz, daß sie sich über Dich hätte entsetzen müssen, wenn es nicht zu spät gewesen wäre, ihr dieses Gefühl einzuflößen.

Als nun Fürst Bernhard merkte, daß all' sein Bemühen in dieser Richtung bei der Prinzessin, die

sich härmte und grämte, nicht verfangen wollte, suchte er ihrem Herzen auf anderem Wege beizukommen. Er erzählte ihr, daß Du durch Deine galanten Liebesabenteuer so verrufen seist, als irgend ein Großer im Reiche. Nicht nur, daß Du es mit der berüchtigten Frundsberg, einer verheirateten, von ihrem Gatten ihres üblen Lebenswandels wegen verstoßenen Frau, hieltest; so sei es auch stadtbekannt, daß Du früher der Geliebte der schönen Schauspielerin Angelika Doris gewesen, ja daß dieses Verhältniß noch bestehe. Die Folge dieser Eröffnung war, daß die Prinzessin-Tochter ihren Vater weinend verließ und nie wieder mit ihm von ihrer allerdings unglücklichen Liebe sprach."

„Sie schrieb mir damals nach D. in ihrer leidenschaftlichen Weise," sagte Ferdinand, „daß ich ohne Säumen nach Berlin kommen möge, sie sei krank und bedürfe meines Rathes. Ich empfahl ihr Deinen ärztlichen Beistand, Du seist auch mein bester Freund und vertrauenswürdig in jedem Betrachte."

„Du schriebst auch an mich," fuhr Magnus fort, „aber Dein Brief kam zu spät, als daß ich die Begegnung der Prinzessin mit Angelika hätte hindern können. Denn als ich diese eines Tages, wie fast täglich, besuchte, war die Prinzessin eben bei ihr gewesen und Angelika saß bleich wie das Entsetzen da, in einem erbarmungswürdigen Zustande.

Die Prinzessin hatte ihr in ihrem Rasen Alles gesagt — wie Einer, der man Alles sagen dürfe. Sie war enttäuscht, beleidigt, empört, beschämt, im Innersten

verwundet. Zu einer unglücklicheren Zeit für Dich und sie konnte ihr die Entdeckung der Prinzessin nicht gemacht werden.

Sie hatte kurz vorher Deinen Brief aus D. erhalten, in welchem Du sie über Dein Verhältniß zur Gräfin Sophie beruhigtest, alle ihre Zweifel zerstreutest, ja ihr für diese schwergeprüfte Frau eine wahre und tiefsinnige Theilnahme einzuflößen verstandest.

Am Tage, nachdem sie diesen Deinen Brief erhalten, sah sie den König bei Fräulein v. Malzow und suchte ihn durch eine treue und warm beredte Darstellung vom Cassettendiebstahl, über den hier wie überall die verschiedensten Versionen in Umlauf waren, für Euch zu gewinnen. Der König versprach, mit dem Justizminister zu sprechen und ihm die Freilassung Ottenheims, dann eine gerechte und rasche Erledigung Eurer Verschwendungsklage zu befehlen.

Auch für das Elend der Arbeiter in der Rheinprovinz verstand sie an jenem Abend den König zu erwärmen. Er wolle Bodelschwingh, seinem Minister, eine strenge Untersuchung auftragen, sagte er, und es wäre ihm lieb, einmal ein Promemoria über die Sache von Dir zu erhalten. Endlich wußte sie auch das Gespräch auf die Verfolgungen gegen Longe und die Anhänger seiner Lehre zu lenken und auch in dieser heiklen Frage — Du weißt, der König ist in religiösen Fragen am schwierigsten — wußte sie ihn nachgiebig und zu milden Vorsätzen umzustimmen.

Wie glücklich war sie, dies Alles erreicht zu

haben. Ich habe sie nie fröhlicher gesehen, sie klatschte in die Hände wie ein Kind. Und sie war glücklich und fröhlich — um Deinetwillen. Der König will von Ferdinand ein Promemoria! rief sie und war ausgelassen lustig. Wie wird sich Ferdinand freuen, endlich das Loos der Arbeiter verbessert zu sehen. Aber die beste Verbesserung wird ihm nicht genügen, fügte sie dann kindisch hinzu. Dann wieder ging sie in freudigen Gedanken ab und zu und blieb vor mir stehen und sagte in lustigem Ernst: Bald wird der Proceß dieser armen Gräfin Sophie zu ihren Gunsten entschieden sein, dann wird es auf dem Theaterzettel nicht mehr Frl. Doris heißen, sondern Frau Angelika Lassalle! Klingt das Wort nicht schön, Doctor, schön wie eine Beethoven'sche Sonate?

Mitten in dieses selige Glückträumen, mitten in diese überfrohe, mit Allem versöhnte Stimmung platzte der Besuch der Prinzessin und ihr unseliges Geheimniß.

Es war ein Lawinensturz in das schönste Glühen ihres Herzens. Ich habe nie einen jähen Schmerz so bleibende Spuren in ein junges Antlitz zeichnen sehen. Es ist blaß seit jenem Tage und ein Zug von trotzigem Leiden blieb dort haften, der sie verschönt, aber doch ein schwacher Ersatz ist für den Reiz der Jugendröthe, die ganz aus ihrem Gesichte geschwunden.

Um Gotteswillen, fragte ich sie erschrocken, was ist Ihnen? Sie gab lange keine Antwort. Endlich sagte sie mit tonloser Stimme: „Es ist aus zwischen mir und ihm für immer!" Mehr konnte ich von ihr an

jenem Tage nicht erfahren. Erst Dein Brief und ein Besuch bei der Prinzessin, die mich wenige Tage später holen ließ, klärten mir Alles auf."

„Du hättest Angelika nun vielleicht sagen können," warf Ferdinand kleinlaut ein, „daß es nur aus Rache geschehen."

„Es schien mir," erwiderte Magnus, „auch das einzige Mittel, Dich und sie zu retten. Longe war um jene Zeit eben hier und so berieth ich denn mit ihm, ob es nicht am besten wäre, Angelikan jetzt die schweren Schicksale ihrer Mutter zu enthüllen, ihr jetzt zu entdecken, welch' Unrecht ihrer Mutter vom Fürsten Bernhard, dem Vater Bernhardinens, und diesem Fräulein von Malzow, widerfahren, ihr zu sagen, daß wir, Du, ich und Longe, ihrer sterbenden Mutter geschworen, dieses vielfache, himmelschreiende Unrecht zu rächen. Aber nicht nur Dein Liebeshandel mit Prinzessin Bernhardine und der Wunsch, Dich mit Angelika zu versöhnen, auch andere Beweggründe bestimmten uns, der Tochter diese Enthüllungen gerade jetzt zu machen. Es schien uns auch in anderer Richtung die Zeit gekommen, das Gelübde, das wir der Sterbenden gethan, endlich einzulösen, endlich das Rachewerk zu vollziehen, das wir auf uns genommen.

Doch um Dir dies klar zu machen, wird es nöthig sein, Dich über die Stellung zu unterrichten, die Fräulein v. Malzow bei Hofe einnimmt.

Fräulein v. Malzow war am Hofe des verstorbenen Königs eine Art von weiblichem maître de

plaisir. Sie wohnte im Schlosse, fehlte bei keinem Feste und übte einen nicht geringen Einfluß in allen privaten Angelegenheiten des Hofes aus. Dem jetzigen König, wie seinem Bruder und muthmaßlichen Thronfolger galt sie als eine Freundin des Hofes, als eine bevorzugte Hofdame der verstorbenen Königin und so gewöhnte er sich daran, ihr mit einer Art von kindlichem Respecte zu begegnen. Dieser Gewohnheit konnte er sich auch nach dem Tode seines Vaters, nach seiner Thronbesteigung nicht ganz entschlagen. Frl. v. Malzow behielt ihre Wohnung im Schlosse und trotz mancher häßlichen Erinnerung, die gegen sie aus der Vergangenheit herüberklang, wußte sie doch bald dem Sohne zu werden, was sie dem Vater gewesen, ein kluger, findiger Herzensbeirath. Nur hatte sie sich jetzt den Unterschied gegenwärtig zu halten, daß, wenn der Vater mehr Sinn für geräuschvolle Spiele, für Vergnügungen in bunter Fülle hatte, der Sohn, schöngeistig und sentimental, wie er ist, mehr durch kleine Schwärmereien im engsten Sinne unterhalten sein müsse. So wußte sie denn immer irgend ein bevorzugtes Wesen ausfindig zu machen, das dem Herzen und dem Geiste des Königs eine Zerstreuung gewährte, ohne seinen Sinnen gefährlich zu werden. Dieses Wesen mußte sonach schön, geistvoll und tugendhaft sein und dem Könige in dessen Mußestunden eine Art von platonischem Amusement bereiten, ein Concert spirituell unter vier Augen mit ihm aufführen können. Diese Mission erfüllt jetzt Angelika."

„Das ist mir nicht neu," sagte Ferdinand, „das

Alles wußte ich, wie es andere wußten; wie hätte ich es sonst wollen können, daß Angelika die Rolle einer Favoritin bei Hofe übernehme?"

„Aber was Du nicht wußtest," versetzte Magnus, und nur Wenige wissen konnten, ist, daß die Stellung der Malzow schwankte, daß eine mächtige Partei im Dienste der Königin ihren Einfluß zu brechen, sie zu beseitigen suchte, und daß es gerade um die Zeit jener erschütternden Vorgänge im Herzen unserer Angelika nur eines Hauches bedurfte, um der Malzow Sturz herbeizuführen. Der König war ihrer überdrüssig. Schon daß er Angelika selbst entdeckte, sie sich auf dem Theater herausgefunden hatte, zeigte ihm, daß er die Alte entbehren könne und er mochte bedenken, daß er durch deren Entfernung, die ihm selbst erwünscht sei, die Königin werde nachsichtig stimmen für andere Fälle, in denen unnachgiebig zu bleiben ihm wünschenswerther war. Zudem kam, daß der Graf Brandenburg, der, wie Du weißt, für einen natürlichen Sohn des verstorbenen Königs gehalten wird, seine Mutter durch Fräulein v. Malzow tödtlich beleidigt glaubte und sich beim Könige, der ihn hochhält, auf Umwegen bemühte, die Baronin Hellsing, eine Freundin seiner Mutter, an die Stelle der Malzow zu bringen, der aber unter allen Lebendigen Niemand verhaßter war, als eben diese Hellsing, die „Trommel ihrer Missethaten." Kurz, jetzt oder nie konnte der Malzow das Unmaß ihrer Schändlichkeiten vergolten werden. Das sah auch Lange ein. Nur wollte er, daß Angelika, das fühlende

Werkzeug der Wiedervergeltung, dabei möglichst geschont werde.

Das wollte auch ich, nur daß ich in diesem Falle Angelika nicht als Werkzeug betrachtete, sondern als die Führerin ihrer eigenen Angelegenheit. Ich theilte ihr also mit, was Deine Liebe zur Untreue verleitet hat, ich theilte ihr mit, daß Fürst Bernhard ihrer unglücklichen Mutter den Gatten ermorden und ihr die Frauenehre rauben ließ, in schmachvollster Weise, ich erzählte ihr, welcher schändlichen That sie ihr Leben verdanke, daß man ihr gewaltsam einen Vater gegeben, den ihre Mutter nicht einmal dem Namen nach kannte und auch nie kennen lernen sollte und ich sagte ihr endlich, daß Fürst Bernhard, Bernhardinens Vater es war, der dieses unerhörte Schelmenstück an ihrer Mutter vollbringen ließ, endlich daß Fräulein v. Malzow ihm dabei als Helferin gedient.

„Aermste Angelika," rief Ferdinand, „wie mußten diese Enthüllungen sie niederdrücken."

„Nein, sie richteten sie auf, aber zur Erinnys, zu einer feuersprühenden Rachegöttin. Ich habe sie auf der Bühne den schmerzentfesselten Zorn niemals schöner, niemals hinreißender, niemals markerschütternder darstellen sehen. Während ihr Auge in Thränen stand, tobte sie doch in furchtbarer Entschlossenheit. „Mutter, Mutter," schrie sie mit thränenerstickter Stimme, und ihre Lippen flossen von Flüchen und Racheschwüren gegen die Malzow über. Sie stürzte in das Schloß und verlangte Gehör vom König.

Der König war außer sich, als er das Entsetzliche vernahm. Er erinnerte sich wohl, daß die Malzow wegen irgend einer solchen That von seinem Vater für einige Zeit vom Hofe war verwiesen worden, aber daß jener Verbannung eine so tiefe Verruchtheit zu Grunde gelegen, und daß seine „kleine geistvolle Freundin," wie er Angelika zu nennen pflegte, durch ihr ganzes Dasein von dieser Unthat getroffen worden sei, wie hätte er es ahnen können und wie mußte das sein Innerstes empören.

Er ließ seiner Ungnade furchtbar den Lauf.

Noch am selben Abende hielt er selbst in Gegenwart Angelikas der alten Sünderin all' ihre Schändlichkeiten vor und als sie überrascht und verwirrt nichts von Allem leugnen konnte, brach der Unmuth des Königs los, er erklärte sie ihrer Stellung enthoben, befahl ihr Stadt und Land zu verlassen, wenn sie nicht dem strafenden Arm der Gerichte überliefert werden wollte.

Die Folge dieser Scene und die unerbittliche Strenge, mit welcher der König an seinem Spruche festhielt, waren grauenhaft.

Die Malzow verfiel in Raserei, in Wahnsinn und mußte in das Irrenhaus gebracht werden.

Ihr Wahnsinn trägt den Charakter des unsittlichen Wandels, in dem sie gelebt.

Sie glaubt sich von einem zur Wollust reizenden Tranke vergiftet und lärmt beim Anblicke jedes Mannes, der in ihre Zelle tritt, oder ihr sonst naht,

daß er bestellt sei, ihrer Tugend Gewalt anzuthun, und sie windet sich mit schmerzverzerrten Geberden des Widerstandes und der Vertheidigung."

Ferdinand fühlte ein Schaudern.

„So sehr ihr verdientes Schicksal mich auch mit Genugthuung erfüllen sollte," sagte er nach einer Weile, „so ist diese Art von Wiedervergeltung doch nicht nach meinem Geschmacke. Ich liebe die Folter nicht. Kopf ab! so lautet meine Formel!"

„Und Fürst Bernhard?" fragte er dann, „und Prinzessin Bernhardine?"

„Ich folgte der Einladung der Prinzessin, sie zu besuchen," erzählte Magnus weiter, „und erkannte sofort ihren Zustand, dessen auch sie sich bewußt war. Ich war offenherzig, wie die ärztliche Pflicht es mir gebietet. Sie weinte und bat mich um einen Rath für ihre schreckliche Lage. Ich fragte, ob sie keine bejahrte oder erfahrene Verwandte oder Freundin habe, der sie sich vertrauen könnte. Sie nannte die Aebtissin eines geistlichen Frauenstiftes bei Glogau in Schlesien, aber das sei weit und wie sollte sie ihr nur das schreckliche Geständniß machen?

Dazu komme noch, daß ihr Vater jene Aebtissin, eine Freundin und Vertraute ihrer verewigten Prinzessin-Mutter, hasse wie die Sünde."

„Wie die Tugend, wäre hier richtiger," warf Ferdinand ein.

„Ob es nicht rathsam wäre, mit ihrem Vater darüber zu sprechen, ihm vertrauensvoll Alles zu

gestehen, fragte ich sie und erklärte mich bereit, ihr Fürsprecher zu sein. Nein! nein! rief sie, so sehr er mich liebt, er würde es mir nie verzeihen; nein, aller Welt, nur nicht ihm, flehte sie, eher will ich sterben, geben Sie mir ein rasch tödtendes Gift. Selbstmord wäre jetzt auch Mord, gab ich ihr zu bedenken. Sie verbarg ihr Haupt in das Kissen ihres Sophas und weinte endlos. Ich tröstete sie, so gut ich konnte. Sie möge unbesorgt sein, ich wolle über die Sache nachdenken und werde sicherlich das Beste finden. Das sei ein Fall, der leider oft wiederkehre in meiner Praxis. Ohne ihr Haupt zu erheben, und in heftigster Ekstase gab sie mir ein Zeichen mit der Hand, mich zu entfernen. Ich versprach morgen wiederzukommen, und nahm theilnahmsvollen Abschied.

Aber als ich am folgenden Tage wiedergekommen war, fand ich ein Haus der tiefsten Trauer und Verwirrung und keine Prinzessin Bernhardine darin.

Sie war verschwunden unter dem Zeichen der selbstwillig genommenen Flucht.

Die zurückgebliebenen Frauen waren in Verzweiflung, der Vater noch unter Fluchen und Schelten zur Abreise bereit.

Er wolle an den Rhein, sagte mir eine der Frauen, weil er vermuthe, daß die Prinzessin sich dahin begeben.

Da fiel mir ein, daß er wohl annehmen könnte, sie sei zu Dir geflüchtet, und ich hielt es um Deinetwillen für rathsam, ihn davon abzubringen. Aber auch die Sorge für die Prinzessin rieth mir, ihn auf ihre

richtige Spur zu bringen und ihm die Wahrheit zu enthüllen ohne Rückhalt.

Du hättest es sehen sollen, wie er zusammenbrach, wie der Schmerz ihm in Mark und Gebeine fuhr, wie die hellen Thränen ihm über die alten zitternden Wangen liefen.

Nur sein Zorn war größer als sein Jammer. Solche Schmach mir, rief er mit bebender Stimme, erdrosseln will ich sie, todt würgen mit diesen meinen Händen, und er knirschte mit den Zähnen. Und zur Gräfin Magdalis v. Rodenburg denken Sie, daß sie sich geflüchtet habe, um in deren Stifte ihre Niederkunft abzuwarten? Unglückskind! weiß sie denn nicht, daß die Gräfin Magdalis meine Todfeindin ist, daß sie die Schmach meines Hauses wird ausposaunen lassen in alle Winde? Begleiten Sie mich, Doctor, begleiten Sie mich! Wir können sie vielleicht noch einholen, ehe sie hingelangt, wo nicht, so muß die alte Wölfin im Schafspelz mir sie wieder herausgeben, und müßte ich die Abtei in Brand stecken und mein Kind todt aus den rauchenden Trümmern scharren. Sie müssen mich begleiten, Doctor, vielleicht, daß ich Ihre ärztliche Kunst brauchen kann.

Ich willigte ein, nicht als Arzt, sondern weil ich irgend ein Aeußerstes befürchtete und ihn davon abhalten wollte.

Eine Stunde später jagten wir davon.

Die Pferde liefen, als wäre der rasende Zorn ihres Herrn in sie gefahren, daß Kies und Funken stoben, wie es im Liede heißt. Ich glaubte, der Wagen

müsse jeden Augenblick in Trümmer gehen, die Räder in Brand gerathen.

Der Fürst saß an meiner Seite, schweigend, brütend und spornte den Kutscher von Zeit zu Zeit nur zu noch größerer Eile an, sonst sprach er die lange Zeit über kaum ein Wort, aber auf seinem Antlitze sah ich die Wolken der Leidenschaft und des Grames fliegen, aus seinen Augen fuhren Blitze, die Falten seiner Stirn mehrten und vertieften sich, es war mir, als sehe ich sein dünnes Haar mehr und mehr erbleichen.

In der späten finstern Nacht des folgenden Tages kamen wir im Orte an, in dessen Nähe das geistliche Frauenstift sich befand.

Man sagte uns im einzigen Gasthofe des Ortes, daß eine junge Dame, deren Beschreibung vollständig zur Prinzessin paßte, im Laufe des Tages auf einem Bauernwagen angekommen sei und sich nach kurzem Aufenthalte zu Fuße in's Stift begeben habe.

Der Fürst achtete nicht darauf, daß es späte finstere Nacht sei, ließ einen Wegweiser zu Pferde steigen und jagte sofort weiter dem Stifte zu.

Er verlangte stürmisch Einlaß. Allein man verweigerte ihm denselben.

Nach langem Hadern mit dem Pförtner und anderem Dienstgesinde zog er fluchend wieder ab, um bei Tage wieder zu kommen.

Doch auch bei Tage weigerte sich die Aebtissin, uns vorzulassen.

Prinzessin Bernhardine, ließ sie dem Prinzen sagen,

befinde sich zwar im Stifte, wo sie eine Zuflucht gesucht und gefunden, aber sie wünsche ihn, den Vater, nicht zu sprechen, und auch sie, die Aebtissin, trage kein Verlangen darnach.

Der Fürst schnaubte und wetterte und hieb um sich. Er werde ohne die Tochter nicht von der Stelle gehen; nicht von der Stelle gehen, ehe er die Gräfin Magdalis gesprochen.

Nach langem Hin und Her gewährte ihm diese den Empfang.

Wir wurden in einen großen Saal geführt, in welchem der Fürst mit der Reitpeitsche herumfuchtelnd und mit allen anderen Zeichen seiner sich fieberisch steigernden Ungeduld auf- und ablief.

Jetzt trat die Gräfin Magdalis v. Rodenburg, eine hohe, ehrgebietende Erscheinung, ein, umgeben und gefolgt von ihrem gesammten Capitel, den Frauen des Stiftes.

Der Fürst verlangte mit Ungestüm seine Tochter. Die Aebtissin erklärte kraft ihrer Souveränetätsrechte mit Entschiedenheit, daß sie unter keiner Bedingung, selbst nicht, wenn es der König befähle, in die Ausfolgung willigen werde; es fielen flammende Reden und und Gegenreden, der Fürst in äußerster Aufregung schwang die Reitpeitsche und wollte damit nach der Aebtissin schlagen. Da streifte diese die Capuze vom Haupte und entblößte ihren weißhaarigen Scheitel.

Schlagen Sie zu, Hoheit, rief sie mit entwaffnender Ruhe, und ihre bleichen Wangen färbte ein leichtes Roth.

Der Arm des Fürsten sank wie gelähmt, die Frauen stürzten sich zwischen die Streitenden, die Scene hatte ein Ende. Wir kehrten ohne die Prinzessin nach Berlin zurück."

„Und weiß der Fürst," fragte Ferdinand, „wer der Vater des Kindes?"

„Ich habe Deinen Namen nicht genannt," sagte Magnus, und er that keine Frage in dieser Richtung. Aber er scheint es dennoch zu wissen, oder doch zu ahnen. Im Heimweg nahm er wiederholt die Gelegenheit wahr, von Dir, Deinem politischen Treiben, Deiner Schilderhebung für die Gräfin zu sprechen, und jedesmal entlud sich sein Zorn über Dich mit glühendem Hasse. Ich glaube, er würde Dich tödten, wenn es auf eine gute Art geschehen könnte."

„Und ist Prinzessin Bernhardine aus ihrem Zufluchtsorte nicht wieder zurückgekehrt?"

„Doch. Kurze Zeit nach ihrer Niederkunft — sie ist eines Knaben genesen — erschien sie plötzlich wieder in ihrem Vaterhause an der Seite der Gräfin Magdalis und warf sich dem Fürsten zu Füßen. Der verlassene, tief gebeugte, rasch gealterte Vater verzieh gerne, denn die Sache hatte weniger Geräusch erregt, als er gefürchtet. Es erfolgte eine völlige Aussöhnung, doch meidet Prinzessin Bernhardine den Hof."

„Und das Kind?"

„Ich war darüber lange in völliger Ungewißheit, bis ich vor wenigen Tagen wieder zur Prinzessin berufen wurde. Sie theilte mir mit, daß das Kind in

Glogau, aber nicht zu ihrer Zufriedenheit, untergebracht worden sei. Sie habe beunruhigende Nachrichten aus dem Stifte darüber erhalten. Sie fragte mich, ob es denn nicht die Pflicht des Vaters sei, für den Unterhalt des Kindes zu sorgen. Ich versprach ihr, sie dieser Sorge ganz und gar zu entheben, es nach Berlin bringen zu lassen und zu braven Leuten in Pflege zu geben. Darüber freute sie sich sehr und versprach mir die Mittel dazu. Geld so viel und so oft ich nur wolle, nur müsse Alles ohne Nachtheil für ihren Ruf geschehen."

„Sie dauert mich," sagte Ferdinand mit aufrichtigem Gefühle. „Ich will dem Kinde ein Vater sein, hörst Du, Albert, unter meinem Schutze, unter meiner Hut soll es leben."

„Beschützer und Behüter ohne Ende!" lachte Magnus, „auch Angelika erklärte sich bereit, es unter ihre Fittige zu nehmen."

„Sie weiß also um Alles, Alles?" rief Ferdinand unwillig und wieder ward er roth bis an die Stirne. „Wie soll ich ihr morgen vor die Augen treten? Wird sie mir versöhnlich entgegenkommen?"

„Sie hat seit jenem Tage, an welchem Prinzessin Bernhardine bei ihr gewesen, Deinen Namen nicht genannt und jedes Gespräch über Dich mit Aengstlichkeit vermieden. Ich will ihr von Deiner Ankunft in Berlin nichts sagen, oder vielmehr Dir morgen den Vortritt bei ihr lassen. Vielleicht daß Dein plötzliches, unerwartetes Erscheinen eine wohlthätige, Dir günstige

Wirkung in ihrem Gemüthe hervorbringt. Es ist seit jenem Tage, ich möchte sagen, versteinert. Nur noch auf der Bühne hat sie alle Affecte ihres sonst so weichen, reichbesaiteten, volltönenden Herzens in Gewalt. Sieh zu, wie Du sie wiedergewinnen kannst. Vorausgesetzt, daß Dir ihr Wiedergewinn begehrlich! Aber nun erzähle auch Du. Was führt Dich in Wahrheit nach Berlin? Wie hast Du in Paris gelebt? Wie stehen die Angelegenheiten der Gräfin Sophie? Ist es wahr, daß Ihr auf allen Punkten geschlagen seid?"

„Geschlagen auf keinem Punkte," entgegnete Ferdinand. „Wahr ist, daß wir noch keinen entscheidenden Sieg erfochten, und daß ich das Ende des Kampfes in unabsehbarer Ferne vor mir liegen sehe. Uns peinigt die Ungeduld; doch muthlos oder verdrossen sehe ich Keinen in meinem Heere. Denn zu einem Heere sind die Anhänger unserer Sache angewachsen. Sie mehren sich mit jedem Tage und eine Kampflust ohne Beispiel beseelt sie Alle. Sie Alle begreifen, daß es sich hier um einen größeren Preis und einen größeren Verlust, als um die Rechte einer gekränkten Frau handle. Es gilt ein neues Daseinsgesetz, eine neue Rechtsübung, eine neue Organisation der Gesellschaft, oder die fluchbeladene Fortdauer alles Alten. Und weil Letzteres ein Fall und Zustand wider die Natur und alle Lehren der Geschichte wäre, so werden wir siegen. Das will ich dem Könige sagen.

Nicht um eine Gnade will ich bei ihm betteln. Nein, ich will ihm meine Gnade anbieten, einen Ver-

trag will ich mit ihm schließen, der ihn die wankende Krone fest setzen und uns die Bahn an's Ziel öffnen soll, ehe wir sie mit Blutvergießen erstürmen. Er wird den Vertrag eingehen, wenn er einen klaren Einblick in diesen Proceß der Gräfin gewinnt, dessen längere Dauer Verschworene machen würde aus uns Allen!"

„Graf Edmund hat auf Eure Verschwendungsklage mit einer Scheidungsklage geantwortet?" fragte Magnus.

„In welcher die Lüge, Verleumdung, niedrige Verruchtheit, falsche Zeugenschaft und die entehrendsten Mittel der Intrigue sich zehnfach überbieten. Das ist es, was mich bedenklich macht. In diesem Kampf mit der unsaubersten Verderbtheit fürchte ich meine Waffen, die ich der Menschheit, dem Jahrhundert gewidmet, zu entweihen, die Damascenerklinge in ein schartig Eisen zu verwandeln. Dazu kommt, daß Derjenige, dem wir den Krieg gekündet, sich selbst dem Kampfe zu entziehen sucht und von unseren Streichen unberührt bleibt."

„Du meinst Graf Edmund? Er ist in Paris? Und man sagt, daß Du ihm gefolgt bist?"

„Erst als die Befreiung Ottenheims gelang. Du weißt, wie wir den Gerichten jene verfänglichen Papiere, welche widerrechtlich mit den Effecten Menschohns mit Beschlag belegt worden sind, entwunden haben. Ottenheim zerriß einen Theil derselben, als sie ihm vorgehalten wurden, in Gegenwart des Untersuchungsrichters, den Rest vernichtete ich selbst, als mir von einem der Richter die Einsicht in dieselben gestattet

worden. Es ging nicht ohne Schwierigkeit und nicht ganz mit rechten Dingen zu. Aber „alle Mittel gelten," war im gegnerischen Lager Parole, also auch in dem unsrigen. Ottenheim wurde vor die Geschworenen gestellt; aber Angelikas Fürsprache bei dem Könige that zur rechten Zeit ihre Wirkung, der Staatsanwalt klagte mit solcher Mäßigung, die Richter stellten die Fragen so günstig, und Ottenheim, der Angeklagte, vertheidigte sich so energisch und so unwiderlegt und unangefochten zugleich, daß er von den Geschworenen für schuldlos erklärt wurde. Du hast den seltsamen Vorgang in den Zeitungen gelesen. Der Verdacht des Publicums, die Wolkendorf wäre eine russische Agentin gewesen und Kammergerichts-Assessor Ottenheim, indem er ihre Cassette entwendete, hätte im Auftrage der Regierung gehandelt, wurde dadurch bestärkt.

Ottenheim war nun frei. Jetzt erst ging ich nach Paris, wo der flüchtige Mensohn mich erwartete und wo wir vereint dem Gegenstande unseres Hasses zusetzten. Auch in Paris bliesen wir das Lied von den Schandthaten des Grafen Edmund, der dort als preußischer Peer auf großem Fuße lebte, in die Posaune der Oeffentlichkeit; auch in Paris gelang es uns, den Ausreißer und sein kostbar Liebchen in jene Zaghaftigkeit und Unsicherheit der Existenz zu versetzen, die Beide aus A. verjagte. Mehr als Alles aber schmerzte es den edlen Grafen, daß er seinem kostbaren Liebchen, der schönen Wolkendorf, hinter eine Untreue gekommen, hinter ein intimes Verhältniß, das sie mit einem deutschen

Studenten unterhielt, und als er gar erfuhr, daß dieser Student kein anderer sei, als Menfohn, mein wackerer Kampfgenosse, einer der eifrigsten unter den Anhängern der Gräfin, der allereigentlichste Cassettendieb, das gab ihm den Gnadenstoß. Er brach mit der Wolkendorf auf immer, und kehrte gramerfüllt nach Deutschland zurück, nicht um sich uns zu stellen, sondern um feige, wie er ist, dem Kampfe, der um so erbitterter fortwüthet, aus der Ferne zuzusehen und ihm immer neue Söldlinge zuzuführen."

„Und wo weilt indeß die Gräfin?"

„Noch immer in Deutz bei Köln, im Gasthofe, sich kümmerlich begnügend, den Gefahren, die sie umdrohen, mit männlicher Seele trotzend, sich in Art und Weise immer mehr dem Volke nähernd, aus dessen Mitte ihr die Retter und Verfechter erstanden. Wäre sie nicht so unausgesetzt behütet, so ängstlich bewacht, sie wäre schon längst das Opfer eines Meuchelmörders, einer bestellten Schauerthat geworden. Diese unaufhörliche Sorge um ihr Leben ist mit ein Grund, warum ich die Angelegenheit, die ich lieber mit der Waffe in der Hand ausfechten möchte, durch einen Machtspruch des Königs entscheiden lassen will. Aber glaube deshalb nur nicht, daß mein Muth gebeugt, meine Kraft gebrochen ist, oder daß es schlimm steht um unsere Sache. Mehr als je fühle ich mich stark und mutherfüllt, und siegesgewisser als je sehe ich allem Kommenden entgegen."

Die Freunde erhoben sich jetzt. Die Flasche Wein

ſtand noch immer zwiſchen ihnen, die Gläſer waren noch immer gefüllt, ans Trinken hatten ſie bishin nicht gedacht. Lächelnd bemerkte es Ferdinand und hob jetzt ein Glas:

„Aber wir bleiben doch wohl Freunde unter allen Umſtänden?“ fragte er Magnus.

„Freunde bis an des Lebens Ende!“ antwortete dieſer mit feſter Stimme.

„Trotz Angelika?“ fragte Jener weiter.

„Es iſt nicht Deine Schuld, daß Du ſie kränkſt,“ antwortete Magnus.

Ferdinand leerte jetzt ſein Glas mit glühender Haſt. Magnus das ſeine bedächtig.

Die ſchlafenden Kellner wurden aufgetrommelt; und die beiden Freunde begaben ſich heim, um den kurzen Reſt der Nacht einer kurzen Ruhe zu widmen.

Viertes Capitel.

Zwei von Gottes Gnaden.

Angelika Doris, die gefeierte Heldin und tragische Liebhaberin des königlichen Hoftheaters, saß in den Frühstunden des folgenden Tages in ihrem Boudoir, und studirte eine neue Rolle, die Judith in Gutzkow's religiösem Drama „Uriel Acosta," als die Thüre aufging und ein Mann unangemeldet eintrat.

Sie erhob sich rasch und stand starr da wie ein marmornes Bild.

Es war Ferdinand.

Aber ein anderer, ein fremder Ferdinand.

Und doch trug er noch dieselben Züge, und doch traten tausend liebe Erinnerungen mit ihm ein, ihre Kindheit, ihre Seligkeit, süße beglückende Träume.

Das Alles fühlte sie, aber es röthete ihre Wangen nicht, es machte ihr Herz nicht erbeben.

Sie reichte ihm die Hand, aber die Hand lag kalt und regungslos in der seinen, sein herzinniger Druck blieb unerwidert.

Er entfärbte sich.

Es ist aus, sagte er sich, Magnus hat Recht, ihr Gemüth ist versteinert.

Diese Welt von Vorgängen zwischen zwei sich wieder begegnenden Herzen geschah im Fluge des Augenblickes.

„Du hier?" sagte sie, und ihre bleichen Lippen krümmten sich zu einem seelenlosen Lächeln. Er erschrak, doch reckte er sich auf in seinem ganzen Mannesstolze.

„Seit gestern Abend," antwortete er mit zitternder Stimme. „Ich komme, um Abrechnung mit Dir zu halten, Angelika. Es wäre mir lieb, wenn ich den Haß, der Deine Liebe verdrängte, wieder lösen könnte."

„Ich hasse Dich nicht," sagte sie mit demselben Lächeln.

„Gut denn, so nenne es Verachtung."

„O, ich schätze Dich hoch, wie Niemanden in der Welt."

„Aber," rief er mit Ungestüm, „*ich will von Dir gehaßt* sein oder *geliebt*, es giebt kein Zwischending."

Eine Thräne glänzte dabei in seinem Auge. Angelika blieb stumm. Sie sahen sich lange an.

„Wir kommen ja wohl noch darauf zurück," brach sie das Schweigen, „wollen wir uns nicht setzen? Willst Du mir nicht erzählen, wie es Dir in der langen Zeit ergangen? Du hast Dich sehr verändert."

„Auch Du."

Neues Schweigen.

Er selbst nahm nun wieder das Gespräch auf.

Er sagte ihr, daß er eine Audienz beim Könige nehmen wolle.

Sie warnte ihn, der König hänge ganz von seinen Stimmungen ab, und er sei jetzt nicht in der besten. Die mißvergnügte Aufnahme des Februarpatents, womit er dem Volke einen vereinigten Landtag, ein Parlament gewährte, habe ihn in die übelste Laune versetzt.

„Konnte ihn," rief Ferdinand, „diese Aufnahme wirklich überraschen? Mußte er, der sich gern den Einsichtsvollen und Aufgeklärten nennen hört, nicht wissen, daß sich sein dieses ewigen Mißregierens und Irrlichtelirens nun herzlich müdes Volk mit einer Scheinverfassung, mit dem Schattenbilde einer Constitution nicht werde zufrieden stellen lassen?"

So war Ferdinand wieder auf seinem Boden, auf dem er fest und unerschüttert stand unter allen Umständen. Er sprach von wahrer Volksbefreiung, von einem wahren Königsscepter, das nicht aus dem Holze des Corporalstockes jenes Friedrichs, den eine feile Schmeichlerschaar den Großen nannte, geschnitzt sein müsse, er sprach vom Elend des Vorrechts, das unter dem Schutze der Gesetze fortwuchere, unbeirrt, und vom Elend der Rechtlosen, für die das Gesetz nichts habe, als Strafen und Einschränkungen. Sein Herz floß über in glühender Begeisterung, das Feuer der Rede röthete seine Wangen, und sie hörte ihm mit Bewunderung zu.

Jetzt erhob er sich, um zu gehen. Ob sie wohl

glaube, daß der König ihn empfangen werde? fragte er sie noch.

„Ich werde den König," antwortete sie, „diesen Abend bei der Königin sehen, deren Vorleserin ich bin, und wenn Du es für gut hältst, so will ich Dir die gewünschte Audienz erwirken."

„Ich will es doch lieber Humboldt sagen, oder Varnhagen, an den ich ein Schreiben von Heine aus Paris mitbringe," entschied sich Ferdinand nach einigem Nachsinnen, „vielleicht kann der Eine oder der Andere auf vermittelndem oder unmittelbarem Wege den König geneigt machen, wenn er schwierig sein sollte. Auf Wiedersehen!"

Wieder reichte sie ihm die Hand, wieder eiskalt und regungslos, aber natürlich, ungeheuchelt, ohne Affectation.

Als er fort war, blieb sie noch minutenlang vor der Thür stehen, zu der er entschwunden, und starrte ihm nach, noch bläßer, noch erinnerungsvoller.

Er aber murmelte und sann im Fortgehen: „Sollte ich sie wirklich verloren haben? Und wenn nicht, will ich sie denn wiedergewinnen? Liebe ich sie denn noch? Wen sonst, wenn nicht sie?

Sie hat sich seltsam verändert. Sie ist schöner geworden, größer, begehrlicher, und es liegt ein männlicher Trotz und doch auch wieder der mildeste Ausdruck er Entsagung in ihrer Bläße.

An wen erinnerte sie mich doch, als sie mir bleich und schweigend zuhörte? Nicht an Angelika. An

ein männliches Antlitz — an ein Knabenantlitz — an wen doch? — wen? — Teufel! — an Paul — an den Grafen Paul v. Frundsberg! — Das war sein Auge — sein Mund — sein Bleichgesicht — Sollte —? — Was ist das für ein gräßlicher Gedanke! — Und dennoch! — welch' ein unberechenbarer Vortheil für unsern Proceß! — Nur Fürst Bernhard und die Malzow könnten sagen, wer ihr Vater ist? Wie soll ich das herausbringen? — O, o, welch' ein Wahnsinn? — Es kann nicht sein, es darf nicht sein!" . . . . . .

Humboldt empfing seinen Schützling mit offenen Armen und erklärte sich gerne bereit, ihm eine Audienz beim Könige zu erwirken. Es kann nur sein Nutzen sein, wenn er Sie kennen lernt! Aber auch Angelika hatte, obschon er sich's verbeten, am Abend von ihm mit dem Könige gesprochen. Und dieser selbst, war er nicht voll Neugier, den Schützling des größten Gelehrten und des schönsten Mädchens, die Furcht des Hochadels, den Schrecken der Gerichte, den Anwalt der Armen und Elenden, den Führer des verlassenen Volkes, das gefährliche Wunderkind von Angesicht zu Angesicht zu sehen und zu hören? Die Audienz wurde bewilligt. Es war ein Ereigniß, von dem gesprochen wurde überall. Die Minister und die Schranzen, Justiz und Polizei, die Freunde des Grafen Edmund und die Freunde der Gräfin Sophie, Arbeiter und Müßiggänger staunten und raunten es sich zu: Ferdinand Lassalle werde vom König empfangen werden.

Der König war offenbar betroffen, als der ange-

meldete Ferdinand, der Letzte auf der Empfangsliste, in seinen Audienzsaal trat.

Er hatte eine knorrige, handfeste Volksfigur erwartet, in der sich Kraft und Trotz aussprechen, und vor ihm stand ein schlanker Jüngling, edel in Gestalt und Haltung, mit einer hochgetragenen Stirne, auf welcher der Geist in hellem Lichte tagte, mit einem Auge, unerschrocken, fesselnd, zwingend.

Hier hat die Demuth keinen Platz, sagte sich der König, der muß herrschen oder erdrückt werden, mir geht ein Räthsel auf, da ich ihn sehe.

Das Schicksal der Gräfin Frundsberg war es, was Ferdinand als sein Anliegen angemeldet hatte, und er verbreitete sich darüber mit dem ganzen Feuereifer seiner unmutherfüllten Seele. Er schilderte die Leiden einer unglücklichen Frau, die von der Natur geadelt und zur Bevorzugung berufen sei, aber das Niedrigste und Entwürdigendste ertragen müsse, weil ein entarteter Gatte, unterstützt von ererbten Vorrechten, von erkauften Helfershelfern, von corrumpirten Gerichten, ja selbst von der Regierung und dem Throne sich gegen sie verschworen habe. Diese Verschwörung zu entwaffnen, habe er, Ferdinand, sich zum Ziele gesetzt, aber schon beginne er an dem Erfolge zu verzweifeln, wenn es ihm nicht noch gelänge, für die beklagenswertheste der Frauen den König selbst mitleidig und hilfbereit zu stimmen.

Der König verlangte einen klaren Einblick in das Unrecht, das der Gräfin geschehe; Ferdinand möge statt

der Allgemeinheit seiner Anklage Einzelheiten vorbringen; und eine Thräne trat ihm in's Auge, als Ferdinand nun gehorchte und ihm all' das Elend, all' das Uebermaß der niedrigsten Mißhandlungen, das die Gräfin seit dem ersten Tage ihrer Ehe erdulden und ertragen habe müssen, rückhaltslos enthüllte.

„Sie sprechen ebenso überzeugend als ergreifend, junger Mann, aber dennoch vermag ich nicht Alles das zu glauben," sagte der König. „Man spricht auch von der Gräfin nichts Gutes, und wenn auch davon nicht Alles lautere Wahrheit ist, wie ich zugebe, so mag die Dame sich doch wohl Manches vorzuwerfen haben."

„Majestät ehren Ihr Herz," antwortete Ferdinand, „durch diesen Zweifel in die Wahrheit meiner Darstellung, Majestät ehren dadurch Ihr Rechtsgefühl, denn wenn Sie, zu dessen Thron das Schicksal dieser unglücklichen Frau schon mehr als einmal heraufgeklungen haben mag, es zu glauben vermöchten, wie hätte all' dies Unrecht, all' der Gesetzesmißbrauch, all' der Richterunfug, all' das himmelschreiende Elend bis hieher fortbestehen können, da ein Wort aus Ihrem Munde genügt, ihm ein Ende zu machen? Wie hätte dann selbst die Staatsklugheit dieses Fortbestehen dulden können, das die Empörungslust pflanzt in die Gemüther, das den Rachegeist schürt in den Millionen Unzufriedener Ihres Landes, das die Herzen mit jenem blutigen Grimme erfüllt, der Revolutionen, die sich sonst wohl friedlich vollzögen, so gefährlich macht?"

Der König war ein weichgeherzter Mann; angeborner

Geist und anerzogene Bildung stellten ihn in die erste Reihe der zeitgenössischen Fürsten. Aber er hatte, wie die Meisten, die in Macht und Glanz aufwachsen, mancherlei Schwächen, empfindliche Seiten und eine große Reizbarkeit. Und wenn ein Mißton noch so leise diese empfindsamen Stellen seines Charakters berührte, verwandelte sich sein ganzes Wesen wie durch einen Zauberschlag. Sein Herz ward hart, sein Geist zog sich hinter sein Herrscherbewußtsein zurück, seine Bildung diente ihm dann blos, um die in seiner Macht liegende Willkür in einer, wir möchten sagen, philosophischen Form zum Ausdruck zu bringen. Er liebte es, in solchen Fällen in Räthseln zu sprechen, die den Empfänger stutzig machen, aber doch dunkel errathen lassen sollten, daß ihm nichts Gutes bevorstehe.

Eine solche Wirkung schienen die Worte Empörung, Millionen Unzufriedene und Revolutionen, die Ferdinand eben gebraucht, in ihm hervorgerufen zu haben.

„Es gehört zum Handwerk der empörungslustigen Revolutionäre," sagte er mit scharfer Betonung, „die Unzufriedenen des Landes, in welchem sie hausen dürfen, zu zählen. Sie könnten mir wohl auch sagen, wie viele Millionen Unzufriedene es in meinem Staate giebt, das würde mich nur zum Danke verpflichten."

„Ich kann mehr als das, Majestät," antwortete Ferdinand, dem die Ironie der königlichen Frage nicht entging, mit unerschrockener Begeisterung. „Ich weiß das Mittel, wie Sie, und gerade nur Sie, dem die

Natur zum Erbthum auch den Beruf verliehen, aus all' den Unzufriedenen Zufriedene zu machen, wie Sie die wachsende Empörungslust in kindliche Liebe und Anbetung verwandeln könnten."

„Und welchen Preis muß ich für dieses Wundermittel bezahlen?"

„Keinen andern Preis, als daß Sie es gebrauchen. Dieses Mittel, Majestät, es lautet: Stellen Sie sich selbst an die Spitze der Revolution, der wir zunächst entgegengehen. Es wäre ein Betrug, Majestät, wenn ich Sie glauben machen wollte, diese Revolution sei noch abzuwehren, sei noch zurückzuhalten. Sie kommt, sie muß kommen nach den ehernen unverrückbaren Gesetzen des Weltlaufs, wie alle Revolutionen kommen mußten, die sich in den Eingeweiden der Gesellschaft je vollzogen haben. Es wäre so sinn- und fruchtlos, sie zurückdämmen zu wollen, als sich ihrer rechtlichen Anerkennung zu widersetzen. Ich komme eben von Paris, dem großen Hafen der Revolutionen, und habe auf dem wogenden, grollenden Zeitmeere die jüngste aus der Ferne heransegeln sehen. Ich habe die Wimpeln und Masten gar wohl erkannt. Es ist ein gut bemanntes, gut bewehrtes Schiff, das eben so wenig untergehen wird, als irgend eine wirkliche wahrhafte Revolution untergegangen ist. Stellen Sie sich mit Ihrer Machtfülle an die Spitze der kommenden, Majestät. Diese That wäre groß, sie würde Ihnen ein Denkmal in der Geschichte setzen, schön und hehr, wie noch keines gewesen. Erklären Sie sich dazu bereit, Majestät, und ich will die Millionen Unzufrie-

dene und Empörungslustige zu lichter Anbetung unter Ihr Scepter führen."

„Nun ja, als Rebell von Gottes Gnaden, wie Sie sich zu nennen belieben, müssen Sie ja das wohl im Stande sein," sagte der König mit ironischem Lachen.

„Ebenso gewiß," antwortete Ferdinand, sich mit erregtem Selbstbewußtsein tief verbeugend, „ebenso gewiß als Sie, ein König von Gottes Gnaden, die Macht besitzen, durch Annahme eines Anerbietens sich aus einem König von Unglücklichen in einen König von Glücklichen zu verwandeln."

„Herr Lassalle," sagte der König nach einer Pause, während welcher er den jungen Mann mit Unwillen und Staunen zugleich betrachtete, „Sie geberden sich als ein Kenner der Geschichte. Wissen Sie, was Solon, der dem Pisistratus von Athen, dem Tyrannen, trotzte, antwortete, als man ihn fragte, was ihm den Muth dazu gebe?"

„Mein Alter giebt mir diesen Muth, antwortete Solon."

„Richtig, nun denn, Ihnen giebt die Jugend Muth. Aber Ihre Jugend, junger Mann, schwindet mit jedem Tage mehr und mehr, Ihr Muth dagegen, ich fürchte es um Ihretwillen gar sehr, wird bis zum Uebermuthe wachsen, mit Ihren Jahren. Dann wird mir, als König von Gottes Gnaden, auch die Macht gegeben sein, Sie meinen starken Arm fühlen zu lassen, der solche staatsgefährliche, hochverrätherische, weltaufreizende Köpfe von Gottes Gnaden vom Rumpfe trennen läßt."

Der König ging mit zornerregten Schritten auf und ab. Er schüttelte das Haupt, sein Auge drohte, seine Lippen bebten. Dann, als Ferdinand eben wieder das Wort nehmen wollte, um ihn zu beschwichtigen, blieb er vor ihm stehen und faßte ihn am Brustlatze seines Leibrockes.

„Ihr mißbraucht unsere Geduld, Ihr Catilinas!" rief er mit überlauter Stimme. „Allein ich bin nicht ohnmächtig wie der römische Staat. Ich habe eben darüber nachgedacht, ob es nicht besser wäre, Euch im Keime zu ersticken, Euch ausjäten zu lassen, wie das junge Unkrant. Aber man soll nicht von mir sagen, daß ich ein Tyrann gewesen. Ich will Euch wachsen und wuchern lassen, denn ich fühle die Macht in mir, auch dann noch mit Euch fertig zu werden."

„Was bin ich doch für ein unglücklicher Mann?" setzte er dann in weicherem Tone hinzu. „Alle meine Beglückungsversuche werden nicht verstanden, stoßen auf Widerspruch. So auch mein Patent vom dritten dieses Monats. Ich gebe Euch einen vereinigten Landtag, ein Parlament mit zwei Kammern, und denke, jetzt geht der Jubel los. Aber nichts als Murren und Grollen. Den Conservativen bin ich zu weit gegangen, die Liberalen nennen mein Patent eine Scheinverfassung, die Partei des Rechtsstandpunktes raisonnirt, ich hätte das alte Recht verletzt —"

„Majestät," warf jetzt Ferdinand ein, „halten Sie es mit der Majorität des Volkes. Diese sehnt sich nach einer Verfassung, die aus dem Selbstbestimmungsrechte des Volkes hervorgegangen —"

„So?“ rief der König wieder aufwallend, „eine Verfassung mit freier Presse, freier Kirche, allgemeinem Wahlrecht, verantwortlicher Regierung, und wie die süßen Dinge alle heißen? Ich sage Euch aber, Euch, der Majorität des Volkes, ich kann eine gemachte oder gegebene Constitution nicht ertragen, ich werde nicht dulden, daß das natürliche Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein sogenanntes constitutionelles umgewandelt werde; ich werde nicht dulden, daß sich zwischen mich und mein Volk ein beschriebenes Blatt eindränge, um durch seine Paragraphen zu regieren und durch sie die alte Treue zu ersetzen; nicht dulden, daß man mir das Land in Parteien spalte und zerklüfte. Wer heißt Euch Parteien bilden? Warum suchen Sie sich nicht zu erheben und sich nützlich zu machen in den herrschenden Verhältnissen?“

„Die rührigste Zerklüfterin des Volkes,“ erwiderte Ferdinand, ohne irre zu werden, „ist die Herrschsucht der Machthaber. Jeder Gewaltspruch des Tyrannen spaltet das Volk naturgemäß in drei Parteien, in eine, die an dem großmächtigen Gewaltspruche mitschuldig ist und für ihn einsteht, in eine andere, die sich ihm still geduldig fügt, und eine dritte, zehnmal größere, die ihn mit beleidigtem Selbstgefühl und mit lauter Widerrede, wohl auch mit Widerstand entgegennimmt. In solchem Falle Partei zu ergreifen und Gut und Blut für seines Herzens Wollen in die Schanze zu schlagen, das ist an sich des Mannes erste Pflicht. Schon der von Euer Majestät früher citirte Solon, der weiseste Gesetzgeber des Alterthums, hatte ein Gesetz erlassen, daß derjenige

Bürger als ein Verräther des Vaterlandes zu betrachten ist, der in solcher Spaltung des Staates nicht Partei ergreife. Nicht Partei ergreifen, das heißt, keine Ueberzeugung haben oder sie verleugnen. Nicht Partei ergreifen, das heißt, in einer schmachvollen Gleichgiltigkeit gegen die höchsten Interessen, welche das Herz der Menschheit durchzucken, die eigene Ruhe und Behaglichkeit den gewaltigen Fragen vorzuziehen, von denen das Wohl und Wehe des Vaterlandes abhängt und so die Pflichten verrathen, welche wir dem Vaterlande schulden. Die Geschichte hat Verzeihung für alle Irrthümer, für alle Ueberzeugungen, sie hat keine für die Ueberzeugungslosigkeit.

„Und welcher Partei," fragte der König mit wegwerfender Miene, „gehören denn Sie an? Wie heißt und was will denn eigentlich die Partei, an deren Spitze Sie stehen, oder vielmehr an deren Spitze Sie mich stellen wollen?"

„Sie umfaßt," antwortete Ferdinand mit Emphase, und seine Augen leuchteten, „eben jene zehnfach überwiegende Majorität des Volkes, welcher die nächst kommende Revolution der Gesellschaft Rechnung tragen muß, wenn sie nicht erfolglos untergehen soll, und noch einmal, Majestät, sie wird nicht untergehen! Sie umfaßt den vierten Stand der Gesellschaft, den Stand der Arbeiter. Das persönliche Interesse der höheren Stände befindet sich im Widerspruche mit der Culturentwickelung der Menschheit. Der Arbeiterstand hingegen ist in der glücklichen Lage, daß sein wahres

persönliches Interesse mit dem treibenden Lebensprincip der sittlichen Entwickelung zusammenfällt. Das ist jener Stand, welcher keine ausschließende Bedingung weder rechtlicher noch thatsächlicher Art, weder Adel noch Grundbesitz noch Capitalbesitz mehr aufstellt oder aufstellen kann, die er als ein neues Privilegium gestalten und durch die Einrichtungen der Gesellschaft hindurchführen könnte. Arbeiter sind wir Alle, insofern wir nur den Willen haben, uns in irgend einer Weise der Gesellschaft nützlich zu machen. Dieser vierte Stand, in dessen Herzfalten daher kein Keim einer neuen Bevorrechtung mehr enthalten ist, ist eben deshalb gleichbedeutend mit dem ganzen Menschengeschlecht. Seine Sache ist daher in Wahrheit die Sache der gesammten Menschheit, seine Freiheit ist die Freiheit der Menschheit selbst, seine Herrschaft ist die Herrschaft Aller. Wer also die Idee des Arbeiterstandes als das herrschende Princip der Gesellschaft anruft, der stößt nicht einen die Classen der Gesellschaft sich spaltenden und trennenden Schrei aus, der stößt vielmehr einen Schrei der Versöhnung aus, einen Schrei der Ausgleichung für alle Gegensätze in den gesellschaftlichen Kreisen, einen Schrei der Einigung, in den Alle einstimmen werden, welche die Bevorrechtung und Unterdrückung durch privilegirte Stände nicht länger wollen, einen Schrei der Liebe, der, seitdem er sich aus dem Herzen des Volkes emporgerungen, für immer der wahre Schrei des Volkes bleiben, und selbst dann noch ein Schrei der Liebe sein wird, wenn er als

Schlachtruf ertönt und das Herz der Gesellschaft erzittern macht."

Der König lachte hell auf.

„Ich habe das Mittel, Majestät," sagte Ferdinand mit finsterm Ernst, „ich habe das Mittel, aus dieser elenden, jammernden, schreienden, nothbehafteten, hungerleidenden, verächtlichen Menschenmehrheit eine glückliche, lachende, starke, von keiner Daseinsnoth gedrückte, eine gefürchtete und geschätzte Gesellschaftsclasse zu machen, mit der zu rechnen unter keines Königs Würde, an deren Spitze zu stehen, die unvermeidliche Bedingung einer achtunggebietenden Macht sein wird!"

„Ich aber will Ihr Mittel nicht!" schrie der König und stampfte mit dem Fuße. „Sie sind ein Hans Narr, gehen Sie! Und rebelliren Sie mir mein Volk nicht, richten Sie mir keine Verwirrungen an, machen Sie mir nicht neue Standespersonen aus dem geborenen Elend, noch stehen mir finstere Kerker und klirrende Ketten zu Gebote, noch herrscht mein Wille, verstehen Sie mich, Sie utopistischer Geselle; mein Wille, der Wille des Monarchen, nicht der Volkswille, nicht der sogenannte allgemeine Geist."

Ferdinand blieb uneingeschüchtert. Ein mitleidig Lächeln spielte um seine Lippen, er erhob das Haupt und sprach volltönend, mit drohendem Nachdruck und das Feuer des Sehers glühte aus seinem Auge.

„Die Machthaber von heut' werden ihren Willen haben! Die Machthaber von heut' werden die Missethäter von morgen sein!"

Er verneigte sich leicht und ging.

Der König läutete, der Meldediener trat ein.

„Wer ist im Vorzimmer?"

„Seine königliche Hoheit Fürst Bernhard und Seine Excellenz der Minister des Innern."

„Haben gehorcht?"

„Nein, Majestät."

„Die Excellenz soll herein!"

Der Minister erschien.

„Haben Sie den verrückten Menschen da fortgehen sehen?" redete ihn der König, noch immer fieberisch, an. „War Ferdinand Lassalle, der philosophische Revolutionär, habe ihn sehr ungnädig entlassen, habe mich vom Zorne hinreißen lassen, thut mir leid. Lassen Sie ihn zu sich berufen, soll Ihnen sein Programm vorlegen, was er doch eigentlich meint mit seinem vierten Stand, wir wollen's nicht verderben mit ihm, bieten Sie ihm eine Secretärsstelle an im Ministerium, der Kerl spricht, als stände eine Armee hinter ihm! Und was ist das für eine Gerichtsbarkeit im Lande, die diese unselige Angelegenheit, welche all' Euer Ansehen untergräbt, welche Schmach und Schande wälzt auf Euch Alle, noch immer zu keinem Ende geführt. Ich will nicht, daß der Scandal noch länger währt, ich will nicht, hören Sie? Der Gräfin geschieht Unrecht, himmelschreiendes Unrecht, macht böses Blut, soll Genugthuung, glänzende Genugthuung soll sie haben, die öffentliche Stimmung muß versöhnt werden. Und wie gesagt, eine Ministerialsecretärsstelle bieten Sie ihm

an, er muß auf unsere Seite gebracht werden, kann uns furchtbar schaden auf der andern, ist ein Capitalmensch, zwar voll Leidenschaft, aber ohne Leidenschaft kann nichts Großes sein in der Geschichte. Gott befohlen, Bodelschwingh, mag heute nichts weiter mehr hören . . ."

Ferdinand begegnete im Vorzimmer dem Fürsten Bernhard, der nicht blos zufällig da war und ihm jetzt mit freundlicher Kopfneigung entgegentrat.

„Herr Ferdinand Lassalle?" fragte er.

„Ja, königliche Hoheit."

„Freut mich, Sie wieder in Berlin zu wissen, und würde mich noch mehr freuen, wenn Sie heute Abend nach dem Theater mein lieber Gast sein wollten, in meinem Palais."

„Ich werde kommen, Hoheit."

„Teufel! was will Der?" fragte sich Ferdinand.

Es wurde ihm klar, als er, in seinem Gasthofe angekommen, dort ein Billet von Wolfram v. Zollern vorfand mit folgender Warnung:

„Sie werden eine Einladung zum Fürsten Bernhard erhalten. Gehen Sie nicht hin. Man führt Schlimmes gegen Sie im Schilde."

„Ich werde dennoch hingehen," rief Ferdinand. „Furcht war nie meine Sache. Und ich muß jetzt mehr als je meinen Muth hervorkehren. Zudem habe ich eine Waffe gegen Seine Hoheit, die ihm eine ganze Armee zu Boden strecken würde, wenn ihr eine solche gegen mich zu Gebote stünde."

„Du kommst vom König?" fragte Magnus, der jetzt bei ihm eintrat, „wie ist es Dir gegangen?"

„Vortrefflich. Wir sind im Zorn auseinander gegangen, er hat mir mit Kerker und Ketten gedroht. Das ist mir lieber, als wenn er mich an sein königliches Herz gezogen und zu seinem Staatsminister gemacht hätte. Nun kann ich den Kampf wieder aufnehmen, ohne Hemmseil und mit einem frischen Zorn."

Kurz darauf erschien ein Diener aus dem Ministerium des Innern mit einem Schreiben, das Ferdinand dringendst einlud, sich ohne Verzug bei Sr. Excellenz dem Minister einzufinden.

„Aha!" rief Ferdinand, „die Kerker thun sich schon auf, die Ketten rasseln schon!"

Jetzt kam ein Dienstmann mit einem duftigen Briefchen, Ferdinand öffnete es und las:

„Wenn Sie einem schimpflichen Racheact entgehen wollen, dann geben Sie der Einladung, welche Sie von einer hochgestellten Persönlichkeit erhalten haben dürften, keine Folge!"

„Keine Unterschrift. Kennst Du die Hand?" fragte Ferdinand Magnus und hielt ihm das Billet hin. „Die Züge rühren von einer Frauenhand her, sind aber offenbar verstellt. Dennoch glaube ich die Warnerin errathen zu haben."

„Doch nicht Angelika?"

„Nein, die Prinzessin."

„Wie sollte sie von der Einladung, die Du zum Minister hast, Kenntniß haben?"

„Ich habe auch eine mündliche Einladung vom Fürsten Bernhard für heute Abend erhalten, und diese ist gemeint."

„Das steht noch in Frage, mir kommen beide Einladungen bedenklich vor, und ich würde Dir rathen, keine von beiden anzunehmen."

„Doch, doch, ich werde beide Gänge machen."

Wieder ging die Thüre auf und ließ einen alten, schwarzgekleideten Herrn ein, in welchem Ferdinand den Diener und Allesmacher Humboldt's erkannte. Er brachte ein Billetdoux vom greisen Gelehrten mit folgender Anfrage:

„Sie wissen vielleicht nicht, mein Liebster, daß kaum Jemand theilnahmsvoller Nachricht von den Erfolgen Ihrer heutigen Begegnung mit dem Könige erwartet, als ich. Lassen Sie einen alten Mann nicht vor Neugier vergehen."

Ferdinand versprach, Seiner Excellenz unverweilt persönliche Antwort zu bringen, und er befahl, daß sein Wagen vorfahre.

In diesem Augenblicke trat Wilhelm Rauls, der Schwertarbeiter, ein: „Was hat es gegeben? Was haben Sie vom Könige erreicht?"

„Nichts und Alles," sagte Ferdinand, wir „sind tüchtig aufeinander geplatzt. Es war ein Zusammenstoß, wie noch keiner gewesen. Aber zehnmal besser so, Rauls, als anders. Nun weiß ich, daß wir auf ihn nicht rechnen können und uns das Ziel mit eigener Kraft erobern müssen. Die Despotie, mag sie sich in

noch so zahmer und civilisirter Form geben, heilen nicht Worte noch Arzneien; so müssen denn Feuer, Eisen und Blut daran. Keine Intriguen und diplomatischen Schachzüge mehr, nein, mit offenem Visir, mit blankem Schwert, hört Ihr's, Freunde? Nun, Rauls, von etwas Anderem. Wollen Sie und einige andere beherzte Bursche mir heute als Leibwache dienen? Ich bin in das Palais des Fürsten Bernhard geladen und wittere Unheil. Ein Pistolenschuß soll Euch das Zeichen sein, wenn ich mich in Gefahr sehe."

„Jeder von uns wird gern bereit sein, sein Blut für Sie zu verspritzen," antwortete Rauls, „seit Ihre Wohlthat an Holling bekannt geworden, glüht eine neue Liebe für Sie in allen Herzen."

Ferdinand wollte nun forteilen, aber wieder kam ein Besuch, oder vielmehr ein Gegenbesuch, den ihm der greise Varnhagen abstattete, welchen wir schon in den erlesenen Zirkeln des Bankiers M. kennen lernten. Mit ihm war seine Nichte, Ludmilla, ohne die er selten auszugehen pflegte, gekommen.

„Wie ist es Ihnen beim König ergangen?" war auch seine erste Frage.

„Er hat mich einen Hans Narren geheißen und beinahe fortgejagt," antwortete Ferdinand.

„Das war vorauszusehen," lachte Varnhagen, „wenn er sie für weise halten könnte, so wäre er ja wie Sie. Sie aber möge für das ungerechte Urtheil eines Länderfürsten das zurechnungsfähigere Urtheil eines Dichterkönigs entschädigen. Hören Sie, was mein Heinrich

Heine in dem Briefe, den Sie mir von ihm aus Paris brachten, von Ihnen schreibt. Er nennt Sie den Messias des neunzehnten Jahrhunderts und sagt von Ihnen unter Anderem:

„Herr Lassalle ist ein junger Mann mit den ausgezeichnetsten Geistesgaben, mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem reichsten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, mit der reichsten Begabniß der Darstellung verbindet er eine Energie des Willens und eine Geschicklichkeit im Handeln, die mich in Erstaunen setzt. Diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter war mir eine neue Erscheinung und Sie, bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen, werden ihm gewiß volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Lassalle ist nun einmal ein so ausgezeichneter Sohn der neuen Zeit, die nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit durchgelungert und durchgefaselt. Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten und waren doch vielleicht glücklicher, als diese harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehen ....."

Ferdinand ließ sein Lob nicht zu Ende lesen.

Varnhagen und seine Nichte nahmen nach kurzem Verweilen wieder Abschied. — — — — —

Als Ferdinand sich kurz darauf beim Minister

melden ließ, trat ihm dieser zu seiner nicht geringen Ueberraschung freundlich über alle Maßen entgegen.

Seine Excellenz verbreitete sich lächelnd über die Audienz beim Könige und unterließ es nicht zu bemerken, daß Seine Majestät ihre Heftigkeit bereue.

Das Anerbieten in's Bureau des Ministeriums zu treten, nahm Ferdinand indessen nicht an. Dagegen versäumte er es nicht, dem Minister ein haarsträubend Bild von dem Arbeiterstand, zumal in der Rheinprovinz zu geben, wo er Gelegenheit hatte, es mit Schaudern selbst zu beobachten.

Aber auch sonst überall, in den Städten, wie in den Gebirgsdörfern habe die Noth der Arbeiter das höchste Maß erreicht.

Der Hungertyphus zehre ihre Menge, die Auswanderung nehme täglich mehr überhand.

Indessen verprasse der Fabrikantenstand den Preis dieses Elends in Bädern und an Spieltischen. Dem könne, dem müsse abgeholfen werden. Der Staat müsse den Verzweiflungsschrei des Arbeiterstandes endlich hören, statt des kargen Arbeiterlohnes müsse ein mäßiger Arbeitsantheil eingeführt werden, der Staat müsse der Arbeitgeber dieser Unglücklichen werden.

Der Minister erbat sich ein Promemoria über die Frage, und Ferdinand schied mit dem Versprechen, ein solches nach seinem besten Wissen und Können einzureichen. Auch in der Angelegenheit der Gräfin hatte er die trostvollsten Zusagen vom Minister erhalten.

„Dennoch," sagte er sich im Weggehen, „habe ich

von dem Könige nichts mehr zu erwarten. Er mag mich fürchten, aber auf meine Ideen geht er niemals ein. Wir haben nichts gemein mit einander" .....

Beim Fürsten Bernhard wurde Ferdinand in üblicher Weise empfangen.

Er war in einen leeren, hellerleuchteten Prunksaal geführt worden, wo er den Fürsten hätte erwarten sollen.

Plötzlich öffneten sich die Thüren, um etwa zwölf mit Hetzpeitschen bewaffnete Reitknechte einzulassen, die sich daran machten, das ihnen aufgetragene Werk der Mißhandlung Ferdinands zu beginnen.

Mit rascher Wendung hatte dieser indessen die Wand gewonnen, an die er sich mit dem Rücken lehnte.

Er zog eine vierläufige Pistole aus der Tasche und rief mit lauter Stimme:

„Einen Augenblick, Ihr Bursche! Wer sich mir naht, ist ein Kind des Todes. Eurem Herrn aber saget dies: Der erste Schlag, der mich berührt, wird Gräber sprechen machen. Der Schatten des Generals v. Goldron wird erstehen. Noch lebt Klaus Karrner, noch lebt Margarethe Karrner und ihre Zungen werden reden! Der erste Schuß, der hier fällt, wird aber auch Diejenigen aufrufen, die jedes Haar auf meinem Haupte bewachen. Se. Hoheit wolle sich doch nur die Mühe nehmen und ein wenig zum Fenster auf die Straße hinaussehen!"

Die Reitknechte schienen sich an diese Drohungen nicht kehren zu wollen und schwangen ihre Peitschen. Ferdinand spannte den Hahn.

Jetzt trat der Fürst selber ein, bleich, verstört zitternd.

„Entfernt Euch!“ herrschte er die Reitknechte an, die mit Staunen gehorchten.

„Elender, Du hast mein Kind verführt,“ schrie er, nun mit wildem Ungestüm auf Ferdinand losgehend.

„Ich habe blos ein Werk der Wiedervergeltung geübt,“ antwortete dieser mit gedämpfter Stimme, „ein Werk der Wiedervergeltung für ein himmelschreiendes Unrecht. Denken Sie, irgend ein Großer hat einem Weibe, das er liebte, den Gatten ermorden lassen, hat das Weib ehebrecherisch zur Mutter eines Kindes gemacht und hat endlich dasselbe Weib auf die schändlichste Art den Lüsten eines Fremden preisgegeben, den es niemals kennen lernen sollte. Ich aber und noch Andere im Bunde kennen die Personen dieses Dramas.“

„Lug und trugvolle Großrednerei!“ stammelte der Fürst, indem er sich in einen Stuhl sinken ließ, „so nenne sie mir, wenn Du sie kennst!“

„Sie heißen,“ entgegnete Ferdinand und fixirte den Fürsten bei Nennung jedes Namens mit durchdringendem Blicke, „sie heißen Fürst Bernhard, General und Generalin v. Goldron, Wolfram v. Zollern, Graf Edmund v. Frundsberg und Angelika.“

Der Fürst sah Ferdinand sprachlos in's Antlitz und widersprach bei keinem der Namen. Ferdinand wußte, was er wissen wollte.

„Es ist nicht wahr,“ sagte der Fürst, als er wieder

seine Fassung gewonnen hatte, „es ist nicht wahr, daß Sie Klaus Karrner reden lassen können. Er ist über's Meer gegangen in die neue Welt, woher er niemals wiederkehren wird."

„Nicht doch. Er ist zurückgekehrt und steht jetzt im Dienste des Grafen Edmund v. Frundsberg."

Wieder mußte der Fürst nach Fassung ringen.

„Und wer hieß Sie den Rächer spielen?" fragte er nach einer Weile.

„Die Mutter Wolframs v. Zollern, die Mutter Angelikas, die sterbende Gattin des General v. Goldron."

Der Fürst stand und starrte wie vernichtet.

„Und was muß ich thun, um mir Ihr Stillschweigen zu erkaufen?"

„Allerdings," antwortete Ferdinand mit galligem Nachdruck, „allerdings müssen Sie es erkaufen. Ich fordere im Namen der ewigen Wiedervergeltung, die mich zu Ihrem Priester in dieser Sache erwählt, daß Sie sich mit Ihrem ganzen Einflusse auf die Seite des Volkes und der Gräfin Sophie stellen."

„Gut, ich will's!"

„Bekräftigen Sie es mir mit Ihrem Handschlag!"

Der Fürst hielt ihm die Hand hin, die dieser leise berührte.

Dabei war es dem Fürsten, als ob sich eine Schlange an seinem Arme emporwände und ihn in's Herz stechen wollte. Ein Schauer fuhr ihm durch Mark und Bein.

„Auf Wiedersehen!" rief Ferdinand und entfernte sich rasch.

„Er darf nicht am Leben bleiben!“ knirschte der Fürst, ihm nachsehend, und vermochte nicht, sich von seinem Platze zu erheben.

Als Ferdinand zur Thüre heraustrat, war es ihm, als sehe er eine Frauengestalt weghuschen. Auf der Straße angekommen, empfingen ihn mit Fragen und Händedrücken Magnus, v. Zollern, Rauls und Hunderte von Arbeitern, die vor dem Palaste des Fürsten auf und abgegangen waren, und nur des Zeichens gewartet hatten, um zur Befreiung Ferdinands in das Innere zu stürmen.

Er nahm nun Abschied von seinen Hilfsgenossen und bat nur Magnus, bei ihm zu bleiben.

Die Freunde gingen im Dunkel der Nacht durch Straßen und Gassen, und sprachen von Angelika.

Ferdinand klagte seinen tiefen Schmerz, daß er Angelika verloren. Daß sie ihm unwiederbringlich verloren sei, dessen sei er nun mehr als gewiß, er habe sie, seit er in Berlin sei, täglich besucht und immer gleich kalt gefunden. Dann erzählte er, auf welche seltsame Art er den Vater Angelikas entdeckt habe, anfangs sei es nur der blasse Schimmer einer Vermuthung gewesen, aber eben habe er sich durch Fürst Bernhard seinen Verdacht bestätigen lassen. Der Vater Angelikas sei kein Anderer, als Graf Edmund v. Frundsberg.“

Magnus sagte, daß auch er zu dieser Vermuthung gekommen sei, und zwar durch die irren Reden der wahnsinnigen Malzow. Er habe sie in ihrem Toben mehrmals die Generalin Goldron mit dem Grafen in einem Athem nennen gehört und da sei der Verdacht

in ihm rege geworden. Aber er habe ihn nie ausgesprochen, weil er Angelika bewahrt haben wolle vor der Schmach dieser Vaterschaft und der öffentlichen Nutzanwendung derselben für den Proceß der Gräfin.

Oeffentlich, versicherte Ferdinand, werde er daraus keinen Nutzen ziehen, aber dennoch hoffe er, daß diese Entdeckung ihm als treffliches Mittel dienen werde, den Grafen zu kirren und gefügig zu machen und den Proceß nunmehr zu einem raschen Ende zu bringen.

Dann theilte Ferdinand Magnus mit, daß er auch den Bruder Angelikas gefunden habe. Es sei Wolfram v. Zollern. Als er Wolfram einmal nach seinen Eltern gefragt, habe dieser ihm geantwortet, daß er beide, da sie ihm früh verstorben, nicht kenne. Von seinem Vater seien ihm die Züge nicht einmal in einem Bilde bewahrt, wohl aber von seiner Mutter, deren Bildniß er immer am Halse trage. Er ließ es mich sehen und ich erkannte die Generalin v. Goldron."

Noch äußerte Ferdinand, daß er mit Angelika noch einmal über ihr Verhältniß zum Könige sprechen wolle. Jetzt, wo er vom Könige nichts mehr zu erwarten habe, nichts mehr erwarten wollte, habe dieses Verhältniß keinen Zweck mehr.

Wenn es nur das wäre, erwiderte Magnus, was Ferdinand Angelika zu sagen habe, so könne er sich die Mühe ersparen. Angelika habe bereits ihr Engagement am Hoftheater gekündigt und werde in Kurzem die Residenz verlassen, um nie wieder dahin zurückzukehren.

Fünftes Capitel.

In acht Jahren.

Es war ein Wahn von Ferdinand, zu glauben, daß der Proceß nun werde rasch zu Ende geführt werden können.

Der Proceß der Gräfin dauerte noch sechs Jahre, in Allem acht Jahre, so lange, als der trojanische Krieg.

Als Ferdinand von Berlin nach Deutz nächst Köln zurückgekommen war, wurde er im Salon der Gräfin Sophie in der ersten Freude des Wiedersehens verhaftet.

Denn es war während seiner Abwesenheit den Creaturen des Grafen Edmund, dem v. Bokum, Goetze und den Anderen gelungen, den Bedienten Ferdinands, Franz (Friedrich Wilhelm Koppe) und mit ihm zugleich die Kammerfrau der Gräfin, Majunke, ja selbst den Studenten Paul Schurz und dessen Vater, Johann Schurz, den Kammerdiener der Gräfin, durch Bestechung für die Partei des Grafen zu gewinnen, und Friedrich Wilhelm Koppe hatte seine Dienstleistungen damit

eröffnet, daß er Ferdinand denuncirte, dieser habe Briefe, welche zu den Acten des Cassettenprocesses gegen Ottenheim gehörten, und deren Einsicht er sich durch List und Bestechung zu verschaffen gewußt habe, freiwillig zerstört.

Die Criminaluntersuchung und Haft Ferdinands dauerte zwei Monate und hatte erst ein Ende, als die Untersuchung vom Anklagesenate des oberen Gerichtshofes niedergeschlagen wurde.

Als Ferdinand seine Freiheit wieder erlangt hatte, war Franz ganz aus seinen Diensten getreten und hatte sich bereits in den Besitz seines Verrätherlohnes gesetzt: es war ihm auf Kosten des Grafen Edmund eine Gastwirthschaft in Berlin angekauft und eingerichtet worden.

Ununterbrochen wurde Ferdinand und die Gräfin durch neue und immer neue Anschuldigungen in Schach gehalten. Da die Aussagen der gewonnenen Ueberläufer keinen hinreichenden Stoff zu schweren Anklagen gaben, wurden sie zu Aussagen von falschen Thatsachen veranlaßt und Ferdinand wurde unter Anderem beschuldigt, daß er den Grafen Edmund durch ein „braunes Gift," das Franz dem Grafen hätte im Wasser reichen sollen, und durch vergiftete Cigarren habe ermorden wollen.

Zudem kam, daß Mensohn zurückgekehrt war, um sich, im Vertrauen auf den günstigen Ausgang des Ottenheim'schen Processes, selbst zur Untersuchung zu stellen.

Allein sein Proceß nahm wieder alles Erwarten einen schlimmen Ausgang. Denn obgleich er bei der

Entwendung jener Cassette nur in zweiter Linie betheiligt war, wurde er von den Geschworenen für schuldig erklärt und zu einer fünfjährigen Zuchthausstrafe, zu lebenslänglicher Stellung unter Polizeiaufsicht und zum Verluste des Rechts zur Ausübung der Arzneikunde verurtheilt.

Um diese Zeit wurde auch der bereits erwähnte Ehrenbeleidigungsproceß der Schwestern Mones zu D. gegen die Gräfin und Ferdinand in dritter Instanz erledigt und die beiden Angeklagten, obschon von den Geschworenen und dem Appellationsgerichte freigesprochen, vom Cassationshofe zu zwei Monaten Gefängniß, einer Geldbuße und zum Verluste der bürgerlichen Ehrenrechte auf fünf Jahre zum maßlosen Erstaunen von Freund und Feind verurtheilt.

Inzwischen war in Paris die Revolution des Jahres 1848 ausgebrochen.

Im Februar dieses Jahres war dort die Herrschaft des Bürgerkönigs gestürzt worden und an ihre Stelle die social-demokratische Republik getreten.

Blitzschnell pflanzte sich die Bewegung von Frankreich nach Deutschland fort.

Während man in Berlin den Sturm noch nicht zu ahnen schien, zeigten sich seine ersten Feuer schon in den Provinzen.

Zu Köln ward von einer großen Volksmenge dem Gemeinderathe eine Petition um Schutz der Arbeit überreicht, und von einer Bürgerversammlung eine Adresse an den König beschlossen, in welcher eine Con-

stitution, Verantwortlichkeit der Minister, allgemeines Wahlrecht, Freiheit der Rede und der Presse verlangt wurde.

Aehnliches geschah zu Aachen, Koblenz, Düsseldorf und vielen anderen Rheinstädten.

Den bedenklichsten Charakter jedoch nahm die Bewegung in Berlin selbst an, als ihre schäumenden Wogen endlich auch hier an den Thron schlugen.

Ferdinand und die Gräfin Sophie befanden sich um diese Zeit in der Residenz, wohin sich Beide zu verschiedenen Zwecken begeben hatten, Ersterer, um sich an der Bewegung zu betheiligen, Letztere, um wider ihre Verurtheilung im Ehrenbeleidigungsprocesse der Schwestern Mones die Gnade des Königs anzurufen.

Aber es lag ein wohlausgesonnener Plan vor, Ferdinand unschädlich zu machen für eine lange Zeit, die Gräfin dagegen, von der es bekannt war, daß sie von den demokratischen Gesinnungen ihres jungen Ritters ganz und gar erfüllt sei, den unausgesetzten Verfolgungen ihres Gatten fortan schonungslos preisgegeben.

Und so kam es, daß die Gräfin, kaum in Berlin angekommen, von dort polizeilich verwiesen, und Ferdinand über Auftrag des Kölner Gerichts ebendaselbst verhaftet wurde, weil es sich durch neue Enthüllungen über den Cassettendiebstahl herausgestellt habe, daß Ferdinand der geistige Urheber desselben gewesen.

Monate lang saß Ferdinand in der Untersuchungshaft.

Seine einzige Sorge in dieser peinvollen Unfreiheit war, daß sich der Kampf zwischen Volk und Thron,

die sociale Umgestaltung des Vaterlandes vollziehen solle ohne ihn.

Denn den Proceß der Gräfin führte er auch im Gefängnisse fort.

Er ertheilte auch aus dem Gefängnisse seine Weisungen an die sechsunddreißig Anwälte, welche die Angelegenheiten der Gräfin an den sechsunddreißig verschiedenen Gerichtshöfen zu vertreten hatten.

Erst im August des Jahres 1848 kam jene dritte Auflage des Cassettendiebstahlprocesses, in welcher Ferdinand Lassalle als Angeklagter erschien, vor die Geschworenen von Köln.

Die Anklage fußte vorzugsweise auf die falschen Aussagen des Friedrich Wilhelm Koppe, der Kammerfrau Majunke und der beiden Schurz.

Aber ihnen standen noch andere erkaufte und erschlichene Zeugen zur Seite, in Allem mehr als vierzig.

Die Zahl aller Zeugen, die von beiden Seiten in's Treffen geführt wurden, betrug an siebzig. Es war einer der verwickeltsten und seltsamsten Processe, die je zur öffentlichen Verhandlung gekommen.

Der Stab schien — nach der Zeugenvernehmung und dem Vortrage des öffentlichen Anklägers — über Ferdinand gebrochen.

Da begann er seine Vertheidigung, ein Meisterstück der Rede.

Alle anwesenden Anwälte stimmten darin überein, daß eine solche vor den Kölner Geschworenen noch nicht gehört worden.

Er widerlegte die Anklage und alle Zeugenaussagen mit überwältigender Klarheit, mit vernichtender Ueberzeugung.

Von mächtiger Wirkung war seine Darstellung der Leidensgeschichte der Gräfin, worin dem Grafen zu einer schlimmen Zeit all' seine brutale Bosheit und schmähliche Willkür mit niederschmetternder Beredsamkeit vorgehalten war.

Für die Leser der hier erzählten Begebenheiten hat aus der Vertheidigungsrede Ferdinands eine Stelle besondere Bedeutung, denn sie verbreitet sich über die vielfachen Mißdeutungen des Verhältnisses, das zwischen Ferdinand und der Gräfin obgewaltet. Wir wollen diese Stelle in vollster Worttreue hier folgen lassen:

„Welcher Mensch," rief Ferdinand im Gange seiner Rede, „welcher Mensch, der ein starker Schwimmer ist, sieht einen andern von den Wellen eines Stromes fortgetrieben, ohne ihm zu Hilfe zu springen? Und dieser Mensch wagt mehr als ich, er wagt sein Leben! Nun wohl, für einen guten Schwimmer hielt ich mich, unabhängig war ich, so sprang ich in den Strom.

Wenn ich mich aber meiner Handlungsweise nicht als einer besonders verdienstlichen rühme, so darf ich doch keineswegs dulden, daß mir ihre Motive, daß mir die Reinheit meines Entschlusses entstellt werde.

Sie wissen, wie sehr dies geschehen ist. Um jeden Preis hat man mir eigennützige Motive unterlegen, die Quelle meiner Parteinahme für die Gräfin verdächtigen und in den Koth des Alltagslebens herunterziehen wollen.

Zuerst beschuldigte man mich, in einem verbotenen Verhältnisse, in einem Liebesverhältniß zur Gräfin zu stehen. Das war eine doppelt kluge Taktik meiner Gegner. Auf diese Weise discreditirten sie mich und meine Theilnahme für die Sache und warfen zugleich einen neuen unverdienten Fleck auf die Gräfin.

Was sollte ich dagegen thun?

Protestiren wäre lächerlich gewesen. Aber im Laufe dieses heutigen Gerichtsfalles haben Ihnen Männer, die mit uns zusammenlebten, zusammenwohnten, Männer, deren Namen den achtungswerthesten Klang unter Ihnen finden, eine andere Ueberzeugung von meinem Verhältniß zur Gräfin ausgesprochen, Ihnen gesagt, wie fern von jeder sinnlichen Beziehung dasselbe sei.

Viele meiner Briefe an Dr. Mensohn, welche die Staatsanwaltschaft vorgelegt hat, enthalten gleichfalls unwiderlegliche Beweise davon.

Und dennoch, ich wiederhole es, meine Herren Geschworenen, welchen bereitwilligen Glauben haben diese Verdächtigungen nicht gefunden?

Denn die heutige Welt, weil selbst vom Eigennutz durchfressen, entschließt sich nun einmal nicht, an die Uneigennützigkeit, an die Begeisterung zu glauben!

Sie glaubt nur an den Egoismus, und wo sie keinen materiellen Eigennutz annehmen kann, da schließt sie auf einen Eigennutz in feinerer, ideellerer Gestalt, auf den Egoismus der Leidenschaft.

Es haben mir, meine Herren, sehr angesehene Männer dieser Stadt, Männer, die mir wohlwollen,

Männer, die über meine Verhältnisse Erkundigungen eingezogen und durch die ehrenvollen Aufschlüsse, die sie erhalten hatten, an einen schmutzigen Eigennutz nicht glauben konnten, diese Männer sprachen mir selbst ihre Ueberzeugung aus, daß ich schlechterdings in einem Liebesverhältniß zu der Gräfin stehen müsse!

Und als ich mir zu fragen erlaubte, worauf sie diese Annahme gründeten, da wurde mir ebenso offen geantwortet: auf nichts, auf nichts in der Welt, als darauf, daß sich sonst eine so große Aufopferung für eine fremde Sache gar nicht erklären ließe!

Diese Männer, meine Herren Geschworenen, ich gebe es zu, urtheilten als gereifte Weltkenner und Erfahrungsmenschen. Aber sie übersahen Eins. Sie übersahen meine Jugend und sie übersahen, daß, wie sehr auch unsere Zeit die des Egoismus sein mag, die Jugend doch zu allen Zeiten der Uneigennützigkeit, der Begeisterung und Aufopferung fähig gewesen ist und bleiben wird.

Indeß sehr bald begnügten sich die Agenten des Grafen mit dieser Verdächtigung nicht mehr. Auch ein Liebesverhältniß, weil doch immer durch den Wiederschein einer freien und edlen Leidenschaft vergoldet, schien ihnen etwas viel zu Ehrenvolles, etwas mich und meine Sache nicht genügend Discreditirendes zu sein.

So wurde denn ausgesprengt, daß mich ein schmutziges Geldinteresse an diese Sache fesselte, daß ich ein Abenteurer sei, der einen gemeinen Vortheil verfolge.

Wie unsinnig, wie abgeschmackt!

Wie hätte ein Mensch bei einigem Verstande darauf kommen können, bei der Gräfin die Befriedigung eines Geldinteresses zu verfolgen! Die Gräfin, die zwei Jahre hindurch, ohne jeden Unterhalt von ihrem Gemahl gelassen, nebst ihrem Sohne mit dem Hunger kämpfen mußte; die jetzt endlich zwar seit vier Monaten eine spärliche Rente von 8000 Thalern, welche ihr die Gerichte zugesprochen, genießt — eine Rente, die kaum zu einem standesgemäßen Leben bequem hinreichen dürfte — die diese Rente aber allmonatlich mit den größten Schwierigkeiten und mit beständiger Execution erkämpfen muß, um, wenn sie sie erkämpft hat, sie fast ausschließlich zur Betreibung ihrer kostspieligen Processe an sechsunddreißig verschiedenen Gerichtshöfen zu verwenden — die Gräfin, meine Herren, konnte nur eine Theilnahme an ihrem Elend anbieten, nicht aber gewinnsüchtige Bestrebungen reizen noch befriedigen.

Oder waren vielleicht die Bedingungen, die von der Gräfin in ihrem Processe gestellt werden, derart, daß sie die Befriedigung eines Geldinteresses hätten in Aussicht stellen können?

Als an eine Wiederherstellung der Ehe nicht mehr zu denken war, als in eine Scheidung auch von Seiten der Gräfin gewilligt und selbige gefordert wurde — welche Bedingungen waren es da, welche von der Gräfin und mir als die hauptsächlichsten aufgestellt wurden und deren Nichtgewährung allein schuld ist, daß der Vergleich noch nicht zu Stande gekommen ist?

Sie haben es hier aus dem Munde des Justiz-

rathes K. und des Grafen v. W. vernommen. Nicht der Geldpunkt wurde in den Vordergrund gestellt, er wurde als das Nebensächlichste betrachtet.

Die Gräfin forderte vor Allem die Rückgabe ihrer Tochter, die man ihr vor neun Jahren mit List geraubt und in ein Wiener Jesuitenkloster gebracht, wo man sie gelehrt hat, die Mutter zu hassen, und wo man solche Befehle gegeben, daß seit fünf Jahren kein Brief der Gräfin die Tochter oder umgekehrt erreichte.

Dann aber wollte die Gräfin in den Vorschlag des Grafen, sich als mitschuldigen Theil scheiden zu lassen, nicht einwilligen. Der Graf konnte es auch nicht versuchen, seine Schuld in Abrede zu stellen. Er gab sie zu und verlangte nur, daß die Gräfin sich als mitschuldig bekenne.

Die Gräfin aber, wie sie in der Tiefe ihrer Seele die Ueberzeugung hatte, daß ihr Gatte einzig und allein der Urheber aller Schuld dieser Ehe sei und sie keinen Theil daran trage, wollte diese Ueberzeugung, die sie allein aufrecht gehalten in allen Stürmen, für kein Geld verkaufen, wollte sich für keinen materiellen Vortheil und Lebensgenuß dazu verstehen, das Bekenntniß einer Mitschuld abzulegen, die sie nicht in sich fühlte.

Der Graf bot ihr das Doppelte der ihr zuerkannten Rente, er stellte ihr noch weit mehr in Aussicht.

Aller Leiden, alles Elends, aller Verfolgung unerachtet, hat es die Gräfin beharrlich abgelehnt, eine glänzende Lage zu erkaufen mit Verzicht auf ihre Mutterrechte und einem falschen Selbstbekenntniß, das ihre

Ueberzeugung beleidigt und gegen die innere Wahrheit verstößt.

Nennen Sie, meine Herren Geschworenen, dies Verfahren unklug, thöricht, unvernünftig, nennen Sie es, wie Sie wollen, aber geben Sie jedenfalls zu, daß dies nicht die Handlungsweise von Personen ist, denen es um Geld zu thun, daß diese Sache keine Geldsache ist, wie unsere Gegner haben glauben machen wollen.

Was aber mich betrifft, so liegt Ihnen hier bezeugt und erwiesen vor, daß ich mich von Hause aus in reichlichen und begüterten Vermögensverhältnissen befinde, und daß ich auch sonst eine Stellung genoß, die mich zu den glänzendsten Aussichten berechtigte, die mich in den Stand setzte, Ehren, Aemter und Reichthum zu verfolgen.

Doch, meine Herren, ich glaube Ihnen hinreichend meine Schilderhebung für die Gräfin erklärt, hinreichend alle die unwürdigen Auslegungen vernichtet zu haben, durch welche man meinen Entschluß, dieser mißhandelten Frau beizuspringen, in den Staub hat ziehen wollen . . . . . "

Der Erfolg dieser Vertheidigungsrede Ferdinands war, wie sie selbst, beispiellos.

Ferdinand wurde freigelassen und die Partei des Grafen zog mit ihren fünfundvierzig theuer erkauften Zeugen schmachbedeckt ab.

Das Urtheil der Richter wurde von dem Volke, das sich im großen Saale, in den Flurräumen und vor dem Justizpalast drängte, mit stürmischem Jubel

begrüßt und der freigesprochene Ferdinand von Beglückwünschungen fast erdrückt.

Gräfin Sophie vergoß Thränen der seligsten Rührung, als sie den lang Vermißten wieder in Freiheit sah.

Graf Paul, der mit unter den Zeugen war, drückte den Wiedergewonnenen mit stürmischer Liebe an's Herz.

Es war ein Jubel mitten im Trubel, der außen ringsum tobte und toste.

Denn im Lande hatten sich inzwischen die Wogen der Revolution in fortwährendem Schwellen erhalten, und brachen, da gedämmt, mit um so lauterem Brausen und Zischen an anderen Stellen wieder hervor.

Der König, der sich ehedem eines so starken Armes rühmte, sah jetzt die Catilinas, gegen die er ihn mit einem Schlage vernichtend zu gebrauchen dachte, unübersehbar aus dem Boden wachsen.

Er hatte vor seinen Augen Barrikaden erstehen, den Straßenkampf zwischen Bürger und Militär wüthen, auf beiden Seiten Blut fließen sehen, und seine Machtgebote konnten dem Wüthen keinen Einhalt thun, bis er sich fügte, bis er das Militär abziehen ließ, bis er Alles zu gewähren versprach.

Einhundertundachtzig Bürger, aber mehr als das Vierfache von Officieren und Soldaten trug man in jenen Tagen als Leichen aus den Straßen.

Unter den Officieren, welche ihr Leben im Kampfe gegen die Freiheit verloren, war auch Hermann von Tannenwipfel.

Und wie in der Residenz, so war's im ganzen

Lande. Bald da, bald dort, bald überall zugleich brachen die Wogen hervor.

In der Rheinprovinz mehr als überall regten sich socialistische Elemente. Die Fabriksarbeiter erhoben sich gegen ihre Arbeitgeber und zerstörten Maschinen und Fabriksgebäude.

Auch in Westphalen war es zu Arbeiter- und Bauernaufruhr gekommen, und namentlich in Münster ein förmlicher Bauernkrieg gegen die Besitzungen und Schlösser des reichen Adels ausgebrochen.

Eine allgemeine Arbeiterbewegung mit socialistischer Richtung hatte in der Hauptstadt dergestalt um sich gegriffen, daß viele Aristokraten furchtbefangen sich flüchteten und auswanderten.

Zu diesen Emigranten gehörte auch Prinz Wilhelm, der Thronfolger, den man als den Anstifter des in den Märztagen angerichteten Blutbades bezeichnete. Auf seinem Palaste prangte die schützende Aufschrift: „Eigenthum des Volkes."

Im königlichen Schauspielhause tagte seit dem 22. Mai die durch die Märzrevolution errungene Nationalversammlung, und dreimal schon seit den Märztagen hatten die Regierungen des Landes gewechselt.

An die Stelle Bodelschwinghs trat Arnim; als dieser abdanken mußte, folgte Camphausen; und als auch dieser sich unhaltbar fühlte, kam Auerswald, welcher bei seinem Antritte der Freiheit und der Arbeit die glänzendsten Aussichten eröffnete und die Anerkennung der Revolution aussprach.

So sah Ferdinand seinen Himmel offen.

Bald aber hatten sich neue Truppen um Berlin gehäuft, und im Volke entstand der Glaube, daß die Reaction wieder einen gewaltsamen Zusammenstoß herbeizuführen beabsichtige, um Berlin in Belagerungszustand zu erklären und die Nationalversammlung verlegen zu können.

Neue Arbeiterunruhen. Neue Conflicte zwischen Militär und Volk. Ein neuer Ministerwechsel.

An die Stelle Auerswalds und Hansemanns trat das Ministerium General Pfuel, Eichmann, Dönhoff.

Ein neuer Fehlgriff, die Neuernannten waren als Grundpfeiler der alten Bureaukratie, des abgethanen Absolutismus und der strengen Reaction bekannt, und ein Schrei des Unwillens ging durch's ganze Land. Die Nationalversammlung ergriff ein Gefühl der Verwunderung ob dieses Spottes, den man öffentlich mit ihr trieb.

Zu gleicher Zeit wurde General Wrangel zum Oberbefehlshaber aller Truppen in den Marken ernannt und erließ von Berlin aus einen Heerbefehl, in welchem er von haarscharf geschliffenen Schwertern, von der Kugel im Laufe sprach, während er die Truppen zum Blutdurst haranguirte.

Das hielt die Nationalversammlung nicht ab, ein Jagdgesetz zu erlassen, welches auf eine empfindliche Weise den Säckel der Herren und Junker schmälerte; nicht ab, den Adel und die Orden abzuschaffen und die Formel „König von Gottes Gnaden" zu verwerfen.

Der König weinte.

Mehr als einmal gingen ihm die Augen über, wie dem alten König von Thule.

Rufe wie: „Der König soll fort, der Kronprinz an seine Stelle!" mußte er mehr als einmal vernehmen.

Als er eines Tages zwei Staatsmänner zu sich berief, um sie zu Ministern zu machen, wollte sich nur der eine von beiden dazu bereit erklären; aber auch dieser sagte, Eine Bedingung müsse er machen, daß nämlich Se. Majestät der König vorher abdanke, denn mit ihm ginge es nicht mehr. „Wie können Sie mir so etwas sagen!" rief der unglückliche König und stampfte mit den Füßen.

Aber noch gab er sein unumschränktes Königthum nicht verloren. Es ging ja doch sonst Alles gut. In Wien war die Gegenrevolution geglückt, Wien war wieder erobert, der Sitz des Reichstages verlegt, Galgen und Standrecht aufgerichtet, der Belagerungszustand verhängt . . . . . .

Ferdinand hatte seine im August wiedergewonnene Freiheit wieder benutzt, um sich mit der ganzen dürstenden Seele, mit der so lange gewaltsam verschlossenen vollaufschäumenden Lust in die politische Bewegung zu stürzen. Er wurde als Vertreter seines Wohnsitzes Düsseldorf in den rheinischen Demokratencongreß geschickt, er hielt seine zündenden Reden da und dort, die Arbeiter schaarten sich wieder um ihn und empfingen aus seinem Munde die Losung, keine Volksversammlung am Rheine, die nicht auf ihn zählte, und wo er

erschien, wurden Resolutionen gefaßt, welche das Land vor Angst und Freude erbeben machten; jetzt wurde die Rechte des Frankfurter Reichstages für Volksverräther erklärt, jetzt der ohnehin tapferen Nationalversammlung in Berlin der Vorwurf der Feigheit zugeschleudert.

Es war Mitte October, als die Arbeiter Berlins — es waren ihrer daselbst wohl an 50.000 — eine Versammlung auf dem Köpnicker Felde hielten, um sich über ihre Beschwerden und Wünsche zu berathen, die in einer Adresse vor die Nationalversammlnng gebracht werden sollten.

Wilhelm Rauls und Jacob Holling waren unter den Rednern nicht die Letzten.

Man hatte sich über eine Adresse, die im Entwurfe vorlag, geeinigt.

Da erschien die Bürgerwehr, um die Versammlung auseinander zu jagen, und es kam da zu einem blutigen Kampfe zwischen dem dritten und vierten Stande.

Zehn Arbeiter wurden getödtet, weit mehr verwundet.

Die Arbeiter nahmen die zehn Leichen ihrer gefallenen Brüder auf und trugen sie auf Tragmatten durch die Stadt, Unter den Linden, an dem Schlosse des Königs vorbei, zurück zum Schauspielhause, wo die Nationalversammlung tagte, bald unter Rachegeschrei, bald mit stummer, aber um so furchtbarerer Anklage.

Unter den zehn Leichen waren auch ein Maurer, der getroffen wurde, als er ruhig beim Essen saß, und

ein junger Mensch, der in einer Bude fiel, wo er seine selbsterzeugten Waaren feilgeboten!

Unter den zehn Leichen waren auch Wilhelm Rauls und Jacob Holling!

Der Regen fiel in Strömen nieder, als die Arbeiter mit den Leichen und zehn bis zwölf Fahnen auf der Treppe des Schauspielhauses erschienen.

Die Abgeordneten Waldeck und Berends und Andere traten zu ihnen heraus und versprachen Genugthuung.

Die Führer der Demokratie mischten sich unter das Volk und boten Alles auf, um Bürger und Arbeiter aufzuklären, daß die Reaction es sei, die ihre Zwietracht wünsche, daß sie aber verbrüdert sein müßten; sie boten sich den Arbeitern zu Leitern und Rathgebern an, die Bürgerwehr solle ihre schlecht gesinnten Führer abschaffen, das Volk auf seiner Hut sein.

Die Arbeiter, unbefriedigt, trugen nun die Leichen in's Schloß zum Könige unter geistlichem Gesange.

Das Militär war im Anrücken.

Doch gelang es den demokratischen Führern noch zur rechten Zeit, die Menge zu einem friedlichen Auseinandergehen zu bewegen und der Reaction den Vorwand zu einer militärischen Vergewaltigung zu nehmen.

Die Gährung erhielt sich indessen im Steigen.

In der Nationalversammlung war kurz darauf (am 31. October vom Abgeordneten Waldeck) der Antrag eingebracht worden, zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit mittelst Reichsgewalt einzuschreiten.

Das Volk sammelte sich an demselben Tage vor dem Schauspielhause in dichten Haufen an und vernagelte die Thüren des Versammlungshauses, um die Abgeordneten zu einer günstigen Entscheidung in der Wiener Angelegenheit zu zwingen.

Erst um elf Uhr Nachts gelang es der Bürgerwehr, den Platz zu säubern und den Abgeordneten Bahn zu machen.

Inzwischen hatte das Haus den Antrag, Wien zu Hilfe zu eilen, doch angenommen, ja selbst General Pfuel, der Ministerpräsident, hatte für ihn gestimmt. Er mußte jedoch zwei Tage später seine Entlassung geben.

Ein neuer Ministerwechsel.

Am Tage, an welchem Pfuel der Nationalversammlung seine Entlassung anzeigte, lief in derselben ein Schreiben des Generals Grafen Brandenburg ein, mit der Anzeige, daß er vom Könige mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt worden ist.

In dieser Wahl erkannte die Versammlung das erste Zeichen der Gegenrevolution und beschloß hartnäckigen Widerstand.

Sie schickte eine Deputation aus ihrer Mitte an den König, um ihn zu beschwören, von dieser Wahl abzustehen, welche Thron und Land gleichmäßig mit Gefahr bedrohe.

Die Deputation erhielt jedoch erst nach vielen Schwierigkeiten Zutritt zum König. Damals sprach der Abgeordnete Jacoby das geflügelte Wort: „Das ist

eben das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen."

Das Ministerium Brandenburg wurde dennoch ernannt, und seine erste That war ein Cabinetsbefehl, welcher die Nationalversammlung vertagte und ihren Sitz von Berlin nach Brandenburg verlegte.

Zugleich bemerkte man in der Stadt auffallende Truppenbewegungen. An die Soldaten sollen außerordentliche Vorräthe von Munition vertheilt worden sein.

Die Nationalversammlung bot die Bürgerwehr zu ihrem Schutze auf und erklärte, daß sie weiter tagen werde.

Da ertheilt das neue Ministerium der Bürgerwehr den Befehl, die Versammlung gewaltsam aufzulösen.

Die Bürgerwehr, ihres Ursprungs eingedenk, weigerte sich und wurde mittelst Cabinetsbefehls nun selbst aufgelöst, die Nationalversammlung wurde durch die Truppen Wrangels gesprengt, wurde, da sie sich, der Gewalt trotzend, bald da, bald dort wieder zusammenfand, mit Kanonen und Bajonnetten aus allen ihren Schlupfwinkeln verjagt.

Die Versammlung gab endlich nach und ging auseinander, doch nicht ohne vorher den Antrag des Abgeordneten Schulze aus Delitzsch auf Steuerverweigerung einstimmig anzunehmen.

Das waren die Novemberereignisse.

Ferdinand verfolgte sie in D. mit lauschendem Athem und als der Handstreich der Reaction, als die Sprengung der Nationalversammlung, als der Ver-

zweiflungsschrei der wiedergefesselten Freiheit nun an sein Ohr schlug, da fuhr er wie ein leuchtender Brand am Rheine hin von Ort zu Ort und entzündete mit seinen flammenden Worten die schmerzerregten Herzen des Volkes. Er sammelte es um sich in hellen Haufen, hieß es die Sturmglocken läuten, die Flinte von der Wand reißen, die Barrikade besteigen.

Er wurde verhaftet mit der Waffe in der Hand, denn die Reaction war siegreich an allen Orten.

Er wurde angeklagt, die Bürger zur Bewaffnung gegen die königliche Gewalt aufgereizt zu haben, und sieben Monate im Untersuchungskerker gehalten.

Mit ihm war des gleichen Verbrechens wegen der Chef der Bürgerwehr, Cantador, verhaftet, aber gleich wieder freigegeben worden.

Andere, wie Carl Marx, und der spätere Deputirte Schapper, die, wie er, in Placaten das Volk zur Steuerverweigerung und zum Landsturm aufgefordert, konnten schon nach kurzer Untersuchungshaft vor die Geschworenen gestellt werden.

Nur er mußte sieben Monate hindurch bis in den Mai des folgenden Jahres in der Untersuchungshaft seiner Schlußverhandlung warten, mit der Aussicht, im Falle er freigesprochen würde, wegen einer andern aus demselben Processe geschöpften Anklage vor ein anderes Gericht gestellt zu werden.

Warum dies offenbare Unrecht der Rechtshandlung?

Es konnte sich's von Allen, die darnach fragten, keiner erklären.

Ferdinand aber kannte den Grund gar wohl, er wußte, daß hier wieder Graf Edmund seine Hand im Spiele habe, oder vielmehr dessen Creaturen, denen er, seit er seine letzte Haft verlassen, wieder weidlich zu schaffen gemacht.

Er hatte trotz der politischen Bewegung, die ihn so lebhaft in Anspruch nahm, doch Zeit gefunden, das ihm zugefügte Unrecht an jedem Einzelnen empfindlich zu rächen, und die Angelegenheit der Gräfin dabei um ein Beträchtliches zu fördern.

Durch sieben Monate saß er in der Untersuchungshaft zu Düsseldorf, aber er hörte auch zwischen Kerkerwänden nicht auf, den Gegnern der Gräfin zuzusetzen, und das Leben der Gräfin hielten ihm ja seine Genossen behütet.

Mensohn zwar war selbst in den Kerker geworfen, Rauls war todt, Wolfram v. Zollern war in Liebe für Rosa Holling erglüht, Andere waren gefallen, aber Ottenheim und Neuhinzugekommene standen ihm noch zu Gebote, und sein Rechtsbewußtsein verhundertfachte seine Kraft.

Er war selbst im Käfig die Furcht des Grafen und der Schrecken der Gerichte.

Erst im Mai 1849 gelangte er aus der Untersuchungshaft vor die Geschworenen, und wie rächte er sich für den Raub, der an seiner Freiheit begangen worden!

Nie ist von einem Angeklagten eine kühnere Sprache mit einem größeren Erfolge gesprochen worden.

Er vertheidigte sich nicht, er klagte an.

Er sei in seinem Rechte gewesen, behauptete er, die Bürger in Waffen zu rufen gegen die königliche Gewalt.

„Kann ein König," rief er, „die Gesetze der Bürger zertreten, ihr Vermögen confisciren, ihre Söhne morden, ihre Weiber schänden, kann er die Verfassung zertrümmern und den absoluten Staat wieder herstellen, ohne daß sie das Recht haben, sich gegen seine Gewalt zu vertheidigen? Wer, meine Herren Geschworenen, würde heute noch so vorsündfluthlich schamlos sein, mit einem Ja auf diese Frage zu antworten?

Wagt der Staatsanwalt dennoch diese Frage zu bejahen, sagt er, daß kein Fall denkbar wäre, in welchem es zum Recht der Bürger wird, sich gegen die königliche Gewalt zu waffnen, und sagt der Staatsanwalt, daß dieser Gedanken seiner Anklage zu Grunde gelegen, dann ist der Platz des Staatsanwalts hier, auf der Verbrecherbank, denn dann sagt er, daß Preußen ein absoluter Staat sei, wie's vor dem März gewesen."

„Man braucht kein Prophet zu sein, um die nächste Zukunft vorherzusehen," rief Ferdinand im weiteren Gange seiner Rede, „Truppen werden concentrirt, die Frankfurter Versammlung zu sprengen, wie dereinst die Berliner. Man wird uns ein Preßgesetz, ein Wahlgesetz mit Census octroyiren, nach Ständen und Steuerclassen werden wir wählen und der vereinigte Landtag wird auferstehen. Das Andenken an den März soll ausgelöscht werden aus der Geschichte. Nach Ungarn

und Böhmen will man unsere Armee senden, um vereint mit den Russen die Magyaren zu bekämpfen und so die letzten Freiheitskämpfer zu vernichten. Nach Wien ziehen jetzt die Kosakenheere, wie sie wohl bald auch im Rheine ihre Rosse tränken sollen. Aber noch blitzt in den Händen des Magyars das siegreiche Schwert, finster ballt der Proletarier Frankreichs die Riesenfaust, auf dem höchsten Gipfel der Schmach wird auch Deutschland die alte Kraft wiederfinden. Der Tag der Vergeltung naht! Mitten durch die gegenrevolutionären Orgien in den königlichen Schlössern Potsdams grollt bereits wie in der alten Ballade der finster unheimliche Ruf: „Der Henker steht vor der Thür." So vollständig wie unsere Schmach, so vollständig wird unsere Rache sein!"

Mit gleicher Heftigkeit griff Ferdinand den Staatsanwalt an, der durch die unwürdigsten Mittel seine, Ferdinands, Untersuchungshaft „absichtlich, planmäßig, perfid" verschleppte und dann die öffentliche Anklage vor den Geschworenen einem Andern überließ. „Nichts, meine Herren Geschworenen," rief er, „nichts bedauere ich mehr, als daß nicht jener Staatsanwalt, wie es ihm Ehrenpflicht gewesen wäre, mir hier persönlich gegenüber sitzt, um, erdrückt von der Schande meiner Enthüllungen, zu Boden geschmettert von der Verachtung Ihrer Blicke, die langen Qualen, die er mir zugefügt, durch ein Stunde Pranger abzubüßen."

Dann schüttelte er seinen Unmuth auch über die Richter aus. „Ich wünsche mir Glück, meine Herren

Geschworenen," rief er mit erhobener Stimme, „zu allen diesen Leiden, die man auf mich häuft; sie sind mir kein zu theuerer Preis für das Gut, das Sie Alle dadurch erkaufen. Denn Jeder, der heute diesen Saal verläßt, wird für immer wissen, was für eine Bewandtniß es mit preußischen Richtern hat! In diesen Händen, meine Herren Geschworenen, ruht Ihre Rechtspflege, Ihr Besitz, Ihre Freiheit und Ihr Leben!"

Ferdinand wurde freigesprochen.

Sein Freimuth hatte ihn gerettet. Die Geschworenen sprachen ein einstimmiges: Nicht schuldig.

Dennoch wurde er im Gefängniß zurückbehalten und wegen derselben Handlung noch einmal vor das Correctionsgericht gestellt unter der geringeren Anklage: zum gewaltsamen Widerstande gegen die Beamten und die bewaffnete Macht aufgereizt zu haben.

Gleichwohl fiel diesmal ein Schuldspruch; Ferdinand wurde zu sechs Monaten schweren Kerkers verurtheilt.

Zwar eilten Freunde und Gönner herbei, zwar bedrängte ihn auch die schmerzerfüllte, trauernde Freundin, die jetzt mehr als je sich unglücklich und aller ihrer Kinder beraubt fühlende Gräfin, um ihn zu einem Gnadengesuche zu bewegen, denn seine Gesundheit war in der langen Vorhaft schwankend geworden, aber er wies diese Zumuthung mit Entrüstung zurück, und als man ihm sagte, daß seine Schwester (die inzwischen die Gattin eines strebsamen Industriellen geworden), unter Führung Humboldts, seines greisen, großen Freun-

des, für ihn ein Gnadengesuch beim Könige eingereicht habe, da richtete er ungesäumt ein Schreiben an den König, worin er sich jede Gnade auf das Entschiedenste verbat, da er in seinem Rechte sei und darin verharren wolle . . .

Die sechs trüben Kerkermonate waren abgelaufen, und Ferdinand athmete wieder im Freien — die Luft der Freiheit war es nicht!

Er hätte seinen erschlafften Kräften jetzt eine Erholung gönnen sollen — die Gräfin, die Freunde riethen es, wollten es — aber noch war der Proceß Sophiens in der Schwebe, noch war dessen Ende nicht abzusehen.

Zwar hatte er ja auch während all seiner Untersuchungs- und Strafhaft die Angelegenheit mit rastloser Energie fortgeführt, aber die sechsunddreißig Gerichtshöfe! . . . . aber die hohen und höchsten Verbündeten des Grafen! . . . . aber die Feindseligkeit der Regierung gegen ihn und die Gräfin, die abtrünnige Aristokratin, die sich mit männlichem Geiste in die Reihen der Demokratie gestellt, und während Ferdinand ihre privaten Angelegenheiten im Kerker, im Freien die öffentlichen Angelegenheiten Ferdinands führte! . . . .

Jetzt konnte er sich seinem Gegner mit ganzer Brust entgegenwerfen.

Er suchte den Grafen Edmund auf, der sich wieder Tagemärsche weit vom Kampfplatz weg in neue Arme der Wollust flüchtete.

Er trat dem Wüstling unter die Augen, er raunte ihm jenes finstere Lied von der Geburt Angelikas in's

Ohr und sah ihn erbleichen und hatte ihn willig gemacht.

Dennoch dauerte der Proceß noch drei volle Jahre. Denn obschon der Graf selbst zurückgekehrt war und auf allen Punkten seine Nachgiebigkeit zu erkennen gab, so hatten die sechsunddreißig Gerichtshöfe in der langen Zeit die Sache doch zu einem solch unfindbaren, wahrhaft gordischen Knoten verwirrt, daß sie jetzt die Lösung selbst nimmer hätten zu Wege bringen können, wenn nicht Ferdinand ihnen seine Hilfe dabei geleistet hätte.

Im Jahre 1854 endlich war der Proceß zu Ende, die Gräfin Sophie vom Grafen Edmund geschieden, und die gemeinschaftlichen Güter derart getheilt, daß die Gräfin nun Besitzerin eines beträchtlichen Vermögens wurde, das ihr und ihrem Sohn Paul standesgemäß zu leben gestattete.

Ihre beiden anderen Kinder, die inzwischen erwachsen waren, durften in ihr die Mutter erkennen und ehren.

Nun erst athmete Ferdinand auf.

Wie sie ihn zu ihrem Retter weihte, so dankte sie ihm: sie strich ihm das Haar aus der lichten Stirne und drückte ihre bebenden Lippen auf sie.

Dann sagte sie mit vor Thränen zitternder Stimme:

„Mein theurer, einziger Freund, mir theurer als irgend eines meiner Kinder, als irgend ein Wesen auf dieser Erde mir jemals gewesen, bis zu meinem letzten Athemzuge werde ich Dich segnen und behüten als

meinen theuren, einzigen Freund, als meinen Genius, als mein liebes, gutes, herrliches Kind!"

Ferdinand trat noch in demselben Jahre eine Erholungsreise nach dem Orient an, um sich die Kräfte zu stählen für neue Arbeiten. Nun sollte er seine Sendung ja erst erfüllen.

In demselben Jahre erntete Graf Edmund v. Frundsberg auch den Lohn seiner Thaten. Er wurde — zum erblichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt.

Dort half er die Ordnung des Staats gestalten, und kein Gesetz durfte gegeben werden ohne seine Zustimmung.

Sechstes Capitel.

Ein Wiederſehen.

Wir befinden uns im Blüthenmonate Mai des Jahres 1863.

In einem Hauſe der Bellevueſtraße zu Berlin ſitzt an ſeinem Arbeitstiſche ein Mann in den Dreißigen, zwiſchen Büchern, handſchriftlichen Heften, offenen Briefen, die einer Antwort harren, voll- und halbbeſchriebenen Bogen, die in bunter Unordnung zerſtreut um ihn her liegen.

Die helle, warme Vormittagsſonne, gedämpft durch eine dichte Blätterkrone, die ihm das Fenſter beſchattet, fällt jetzt mit goldenen Ringeln in ſein gedankenvolles Antlitz, das uns mit langher bekannten, vom Alter unveränderten Zügen anmuthet.

Es iſt Ferdinand Laſſalle, der als Jüngling ein Mann war und als Mann ein Jüngling iſt.

Und doch hat er in den neun Jahren, daß wir ihn nicht geſehen, ſo viel erlebt, was eines minder ſtarken Mannes Weſen niederdrücken und entkräften hätte müſſen! Vor ſeinen Augen hat ſich, von Jahr

zu Jahr tiefer und tiefer, der große Rücksturz der Menschheit in die Unfreiheit vollzogen. Der Tod hat mit unbarmherziger Sichel unter seinen Freunden und Lieben gemäht. Die schönsten Hoffnungen hat er zerschellen gesehen und keine befriedigend sich erfüllen.

Freilich ist er inzwischen auch durch manchen Erdenglanz und manche Lebenswonne gegangen. Freilich hat er sich auch inzwischen durch seine philosophischen und rechtswirthschaftlichen Werke den Ruhm eines Gelehrten um die Stirne gewunden. Freilich hat er sich nach langer gelehrter Muße eben wieder zu einer furchtgebietenden Rolle in der socialen Frage emporgeschwungen — er steht der großen Lösung näher als je zuvor — in seinem Glauben oder Wähnen zumindest. Freilich hat sein Herz sich inzwischen wieder und wieder mit neuer Freundschaft, neuer Liebe sonnig gefüllt.

Er sitzt, die Stirne in Falten, am Arbeitstische, und seine Feder fliegt mit fieberischer Heftigkeit über das Papier.

Da wird er aus seinen Gedanken aufgestört. Sein Anmeldediener ist hereingetreten und wartet an der Thüre, bis sein Gebieter ihm zu sprechen erlaubt.

„Was giebt's?"

„Herr Dr. Magnus und Frau aus Amerika bitten um die Ehre, Euer Gnaden aufwarten zu dürfen."

Ferdinand springt erröthend vom Stuhle empor.

„Führe die Herrschaften in den kleinen Salon und bitte sie, ein wenig zu verziehen, ich werde sogleich bei ihnen sein."

Der Diener geht, um zu thun, wie ihm befohlen ist.

Ferdinand legt die Hand auf's Herz, um dessen lautes Pochen zu dämpfen.

Er wechselt die Farbe, sein Gesicht, eben noch blutroth, ist kreidebleich, er geht einige Schritte durch die Stube auf und ab, um seiner inneren Bewegung wieder Herr zu werden.

Ruhig, alter Knabe, ruft er sich zu.

War es nicht Dein eigener Wille, daß er sie heirate? Haben sie nicht Beide erst Deinen Rath und Willen eingeholt, und hast Du nicht selbst, nachdem Du mit kühler, nüchterner Einsicht Dein Herz und alle waltenden Umstände geprüft, Deine Zustimmung und Deinen Segen zu dem Bunde gegeben?

Und nun wallt Dein Herz auf? Nun empört sich Deine Seele?

Konntest Du Angelika, nachdem Du ihre Liebe für immer verscherzt, Dir jemals wieder erobern?

Hast Du die Macht und das Wesen dazu in Dir empfunden, sie, die Engelsreine, Herrliche, Uebergütige jemals glücklich zu machen?

Und war nicht gerade er, der unerschütterlich Ruhevolle, Sichimmergleiche, der Philister in des Wortes bestem Sinne, ganz dazu geschaffen?

So gingen sie nach Amerika und haben sich dort einen häuslichen Herd gegründet, und kehren nun nach langem, ungetrübtem Glücke zurück, getrieben vom Heimatsweh.

Ihr Leben, Fühlen und Trachten geht eben die

geebneten Wege der Menschheit, den Schienenweg der gemeinen vieltausendjährigen Natur.

Du hast diesen Weg immer verachtet, Du mußtest es ja, denn Du bist ja ein Pfadfinder, ein Bahnbrecher der menschlichen Gesellschaft!!!

Doch will ich sie nicht länger warten lassen.

Er wechselte den Rock, warf noch einen Blick in den Spiegel und eilte zu den Wartenden.

Der vollbärtige silbergrauhaarige Magnus und an seiner Seite die noch immer schöne, noch immer bleiche Angelika, und an ihrer Hand ein kleiner, kräftiger, rothwangiger, etwa fünf Jahre alter Knabe traten dem Kommenden entgegen.

Die beiden Freunde stürzten sich mit Heftigkeit in die Arme und hielten sich lange umschlossen.

Dann zog Ferdinand Angelika an sein Herz und küßte sie auf die Stirne und — nachdem er den Gatten mit dem Auge flüchtig um die Einwilligung gebeten — auch auf den Mund.

Dann hob er auch den kleinen Knaben Angelikas zu sich empor und umarmte und küßte ihn.

„Wie heißt Du, mein herzlieber Junge, mein wackerer Antipode?"

„Ferdinand, wie Du," lautete die Antwort.

Da konnte sich Ferdinand, der Große, nicht halten, die Thränen liefen ihm über die Wangen. Er griff mit Hast nach dem Tuche und drückte es auf die Augen.

„Seht Ihr," sagte er dann, „so gut hätte ich es wohl auch schon haben können. Einen Knaben, der mein

Fleisch und Blut, auf meinen Knieen zu schaukeln, daran denke ich jetzt manchen Tag, aber ich fürchte, das Glück, das Ihr so schön genießet, ich habe es verpaßt."

„Dein Knabe," entgegnete Angelika mit rührender Unschuld, „muß ja schon weit älter sein, als der unsere? Er lebt ja wohl noch und es geht ihm gut?"

„Ach der?" rief Ferdinand mit Lachen und Erröthen. „Den hat mir Wolfram, Dein Bruder, genommen. Wolfram ist nach seines Vaters, des Fürsten Bernhard, Tode, durch ein Legat desselben zu einem reichen Manne geworden, und nichts hielt den Braven jetzt ab, die arme Rosa Holling zu seinem Weibe zu machen. Die Gute konnte sich aber von dem Kinde, das sie gepflegt mit dem Herzen und mit der Sorge einer Mutter, nimmer trennen, und so hat es Wolfram an Kindesstatt angenommen und will nicht davon lassen. Prinzessin Bernhardine sei in gewissem Sinne seine Schwester, behauptet er, und so sei das Kind sein Schwesterkind, und es sei auch seines besten Freundes Kind, kurz und gut, ich könnte den Grafen Edmund eher bewegen, sich neuerlich mit seiner Gattin in einen Proceß einzulassen, als Wolfram v. Zollern, daß er mir den Knaben herausgebe, und so mag er ihn behalten."

„Und Prinzessin Bernhardine?" fragte Magnus, „was ist aus ihr geworden?"

„Sie ist noch immer ein schönes, leidenschaftliches, seltsames Weib. Es haben sich Prinzen in Fülle, ja selbst Scepterträger, um ihre Hand beworben, sie hat allesammt zurückgewiesen, sie wollte von keiner Heirat

etwas wissen, und als sie dennoch zu einer Wahl gedrängt worden, entschied sie sich für den Herzog von Minneburg, den ehemaligen Trinkcumpan des Prinzen Vitus. Sie hat sich ihm antrauen lassen, aber nur unter Einer Bedingung, die er ihr zugestanden und auch treulich hält: daß er nämlich ihr Gatte sei nur dem Namen nach, nur um bei Hofe an ihrer Seite zu figuriren, daß er nie darauf einen Anspruch erhebe, mit ihr eine Wohnung zu theilen oder sich ihr zu nahen als Gatte der Gattin.

Der Herzog willigte, wie gesagt, in Alles, und Bernhardine ist jetzt in hohen und höchsten Kreisen die romantischste Heldin der Conversation. Aber weg, weit weg über das Weltmeer hinaus, weg von unserem Elend, wie ist es Euch, Ihr Lieben, jenseits ergangen?"

„Es ist kaum etwas nachzutragen," antwortete Magnus, „was ich Dir nicht geschrieben hätte. Ich war dort drüben ein gesuchter Arzt und komme, wie der reiche Onkel aus Amerika, mit einem Schatz von Dollars zurück, um mich hier anzukaufen, denn Angelika hat Heimweh, sie sehnt sich nach der Wiege ihrer Kinderjahre zurück, wohl auch nach dem Freunde ihrer Kinderjahre," fügte er mit einem neckischen Lächeln hinzu. „Wir kommen, wie wir ausgezogen sind, nur reicher an irdischem Tand und durch diesen Jungen da, den ich ungern aus dem freien Boden Amerikas in dieses unterminirte Erdreich, dem wir entsprossen, verpflanze. Das ist Alles. Doch darf ich sie nicht vergessen, Angelikas treueste Freundin und Behüterin, die alte Mar-

garethe. Sie ist in Amerika zurückgeblieben. Dort deckt sie der Rasen."

„Ruhe ihrer Asche," sagte Ferdinand. „Auch ihr Gatte, Klaus Karrner, hat ausgelebt. In mehr als grausamer Weise hat sein Schicksal ihn erreicht."

„Wie das?" fragte Magnus.

Und Ferdinand erzählte:

„Er verließ seine Stelle als Stallmeister des Grafen Edmund und wurde unter neuem Namen Gefängnißwärter im Criminale zu Düsseldorf, wo ich in Haft saß. Fürst Bernhard hatte bei dieser neuen Häutung des Burschen seine Hand im Spiele. Dort gefiel er sich darin, die Untersuchungsgefangenen und Kerkersträflinge naiveren Charakters in seiner Weise durch Schreckbilder über ihre allernächste Zukunft zu ängstigen.

Dort überfiel er mich auch einmal des Nachts und wollte mir mit meinem eigenen Dolche, den er sich von einem mir abtrünnig gemachten Diener — Franz hieß die Kanaille — zu verschaffen wußte, den Garaus machen, mit meinem eigenen Dolche, damit sich der Fall hinterdrein als Selbstmord darstelle.

Aber ich hatte einen Argwohn, packte den Burschen am Halse, nannte ihn bei seinen Namen Montford, Lord Waterfield, Arnold Goetze, Klaus Karrner, und zwang ihm das Geständniß ab, daß ihn Fürst Bernhard gegen mich gedungen. Dann ließ ich ihm Leben und Freiheit, seine Stunde sei noch nicht gekommen.

Am andern Tage hatte er seine Stelle im Gefängnisse verlassen und ließ sich zur geheimen Polizei

übersetzen, wo das tausendnasige Polizeiungeheuer St. . . . . eben seine große Jagd nach catilinarischen Existenzen begonnen.

Verschwörungen, Complote, geheime Bünde wurden in allen Winkeln gerochen, und Tausende von Unschuldigen wanderten, die Opfer einer allzudienstfertigen Wachsamkeit und Verdächtigung, in den Kerker oder über die Landesgrenze. Kein noch so harmloser Bürger war seines Nachtschlafes, seines augenblicklichen Daseins, sicher. Aus dem friedlichen Schooße der Familie, vom gelehrten Arbeitstische, von der Studirlampe hinweg, vom Amboß, mit dem geschwungenen Hammer in der Hand, holte sich alltäglich und allnächtlich das still schleichende Ungeheuer, gleich den Schlangen des Laokoon, neue Opfer, neue Beute.

Einer der gefürchtesten Fanghunde dieser unblutigen Richtstatt der Reaction war unser Klaus Karrner, und gerade auf diesem seinen Berufswege ereilte ihn sein Geschick.

Die geheime Polizei artete nämlich zuletzt, als es keine greifbaren Gestalten für sie mehr gab, in eine förmliche Gespensterseherei aus.

Eine solche war auch jene Fiction, daß es einen Communistenbund im Lande gebe, der sein staatsgefährliches Netz ausgebreitet habe über das ganze Reich.

Daß ich Mitglied, vielleicht gar das Haupt dieses Bundes sei, schien ihnen ausgemacht, und so mußte ich mir mehr als eine Haussuchung gefallen lassen.

Aber trotz alledem war es nicht gelungen, weder

bei mir noch sonst wo auch nur Eine haltbare Spur dieses Bundes aufzufinden.

Es wurde endlich ein namhafter Preis auf dessen Entdeckung gesetzt, und Klaus Karrner hatte Lust bekommen, den Preis zu gewinnen.

Um jene Zeit war es mir gelungen, einen freisinnigen Fabrikanten für meine Theorien einzunehmen, der einen Versuch machte, sein industrielles Geschäft, so weit es einem Einzelnen möglich, auf Grund meiner Principien zu organisiren. Er führte einen Ertragsantheil statt des Arbeitslohnes ein, jeder Arbeiter konnte durch den allmäligen Erwerb einer Anzahl von Actien Miteigenthümer der Fabrik werden u. s. w.

Der Versuch mißglückte, nebenbei bemerkt, vollständig, weil ich eben nur in den äußersten Aeußerlichkeiten meiner Theorien verstanden war, und es kam endlich dahin, wohin es kommen mußte.

Die Arbeiter strikten und drangen selbst darauf, daß wieder Arbeitslöhne eingeführt werden und der Fabrikherr die Fabrik als sein ausschließliches Eigenthum betrachte. Sie kamen, wie die hungrigen Lastthiere der Fabel, und schmiegten ihre Hälse selbst wieder in's Joch.

Für Klaus Karrner war es nun ausgemacht, daß die Versammlungen des Communistenbundes in dem Gebäude jenes reformatorischen Fabrikanten abgehalten wurden, und so schlich er sich Nachts an der Spitze seiner Rotte dahin, durchsuchte Haus und Hof, Keller und Arbeitsräume, und kam auch in die große Maschinenstube.

Es war in einer Nacht vom Samstag auf den Sonntag und die Fabrik eben nicht im Gange.

Als Klaus Karrner dem großen Maschinenrade sich näherte, war es ihm, als sähe er sich gegenüber in einem Winkel Menschenköpfe, dann Menschengestalten, die sich von ihm wegbewegten. Es waren aber blos zwei Wächter, die, vom Lichte geblendet, auftaumelten.

Er hastete nun vorwärts, seine Begleiter, ihm rasch zu folgen, bedeutend; — und dabei geschah es, daß sein Licht ausgeblasen wurde.

Er tappte im Finstern weiter. Jetzt kam, auf eine bisher unaufgeklärte Weise, man vermuthet, dadurch, daß er im Straucheln sich an einer Felge festhalten wollte, das große Schwungrad in Bewegung — ein gellender, markerschütternder Schrei, dann ein Aechzen, ein Röcheln, ein Knacken und Knarren und nichts weiter.

Als die Anderen Licht brachten, waren von Klaus Karrner nur noch die zermalmten Gebeine, ein zerfleischter Leichnam übrig.

So nahm ein Zufall der Gerechtigkeit, der säumigen, der blinden, die Rächerrolle aus der Hand. So endete furchtbar, roh und abenteuerlich, wie sein ganzes Leben war, der Mörder des Generals von Goldron."

Magnus und Angelika wendeten sich tief erschüttert ab.

Das war unter Allen, die Angelikas Mutter ein Unrecht zugefügt, nun der Letzte, an dem sich das Werk der Rache vollzogen.

Um seine Gäste auf andere Gedanken, in eine bessere Stimmung zu bringen, sagte Ferdinand jetzt:

„Ist es nicht merkwürdig, mein theurer Freund, Dr. Albert Magnus, daß wir uns nach mehr als zehn Jahren wiederfinden, wie wir uns vor so und so vielen Jahren zum ersten Male im Leben gefunden, in einem Augenblicke nämlich, wo ich von einem Duelle bedroht bin, das ich nicht anzunehmen gedenke. Was Du, ein junger Maun, mir, dem Knaben, damals über das Duell vorgepredigt hast, es hat tiefe Wurzel in mir geschlagen und trägt mir jetzt goldene Früchte. Ich bin gestern gefordert worden, aber ich habe rundweg erklärt, daß ich mich nicht schlage, nicht schlage, weil das Duell gegen meine Grundsätze streite. Was nun weiter daraus werden wird, weiß ich nicht."

„Was war der Anlaß?"

„Eine thörichte Geschichte. Ein junges Mädchen, teufelsmäßig hübsch, ein Goldfuchs, denn sie hat rothes Haar, das sie mit Goldstaub pudert, was ihr reizend steht — dieses junge Mädchen nun, das mir nicht gleichgiltig ist, ich gestehe es — ein Kind noch mehr als ein Weib — und ihre Schwester, die mir gleichfalls gefällt, — begleitete ich vor einigen Tagen in's Theater. Es sind auf dem Parquet nur drei Sitze leer, die uns gehören, und auf die ich die Anweisungen in Händen habe. Dennoch sind zwei von den drei Sitzen bereits belegt von einem Herrn, den ich kenne, einem Rath v. Martinius und seiner schönen jungen Frau, die ich gleichfalls kenne, und zwar besser als ihn!

Da ich meine beiden jungen Damen nicht gut stehen lassen kann, fordere ich den Herrn Rath auf, daß er sich erhebe und gleich mir dem Schauspiel stehenden Fußes zusehe.

So wäre für die drei Damen Platz geschafft und der Irrthum des Billetverkaufers, wenn anders ein solcher obwaltete, zu Aller Zufriedenheit gelöst.

Allein der unhöfliche Rath, in dem sich eine alte eifersüchtige Erinnerung regen mag, weigert sich entschieden, bis ich die Geduld verliere, ihn kurz und bündig beim Kragen fasse, ihn gewaltsam aus der Bank schaffe und meinen Damen, die schon allzulange standen, Platz mache.

Aber der Herr Geheimrath giebt nicht nach, er wird mir unbequem, stört den Gang der Vorstellung, provocirt immer von Neuem ein Gezänke, und beleidigt endlich in ziemlich lauten Worten die unter meinem Schutze stehenden beiden jungen Damen.

Da verliere ich ein zweites Mal die Geduld, fasse ihn ein zweites Mal beim Kragen und trage ihn zum allgemeinen Gelächter zum Theater hinaus.

Frau Gemahlin werde ich nach Hause geleiten, rufe ich ihm nach.

Ein Constabler verschafft ihm zwar wieder den Eingang, aber nun verhält er sich mäuschenstill bis zum Schlusse.

Am Ausgang reicht er mir seine Karte. O, ich kenne Sie nur zu gut, antwortete ich, und nehme Ihre Karte nicht an.

Am folgenden Tage schickt mir der Herr Rath seine Zeugen in's Haus.

Ich weise sie zurück, erkläre, daß ich mich nicht schlage; sie kommen wieder; ich erkläre dasselbe, berufe mich auf die hochlöbliche Staatsanwaltschaft, die mich schon so oft gemaßregelt und mich nun zweifelsohne wieder maßregeln werde, denn einen polternden Grobian aus einem Kunsttempel hinauswerfen, das sei doch kein Capitalverbrechen. Kurzum, ich schlage mich nicht."

„Und Du hast Recht, und dabei bleibe," rief Magnus, „es wäre ein Widerspruch und Selbstverrath ohne Gleichen, wenn der Verfasser so lichter Werke, wie „Heraklit der Dunkle" und „Das System der erworbenen Rechte," ein so veraltetes und aller Vernunft entbehrendes Rechtsmittel ergreifen würde, um sich Genugthuung zu verschaffen oder Genugthuung zu geben."

„Wie? Du kennst meine beiden Hauptwerke?" fragte Ferdinand freudig.

„Ich und Angelika, wir haben uns an den gelehrten Büchern Beide höchlich erfreut und erlabt; wo die Philosophie Angelikas nicht hinreichte, um Dich zu verstehen, denn Du bist manchmal verteufelt tief, da habe ich nachhelfen müssen. Wir wissen auch, daß Dir die beiden Werke die Aufnahme in die philosophische Gesellschaft erwirkt haben und Deinen Namen mit einer Glorie umgeben, die ihn unter die ersten Gelehrtennamen Deutschlands stellt."

„Warum bist Du," setzte Angelika mit innigster

Theilnahme hinzu, „warum bist Du auf diesem Wege der Forschung und des Schaffens nicht geblieben? Warum hast Du Dich wieder in die Wirren gestürzt, aus denen Dir kein Heil erblüht? Ich verstehe wenig davon, aber aus Allem, was mir Albert darüber sagte, und was ich aus Deinen Brochuren herausgelesen, die auch zu uns Transatlantikern über's Meer hinübergedrungen, ersehe ich, daß es eine Frage ist, die nicht friedlich gelöst werden kann und über die noch viele sturmbewegte Jahre hinweggehen müssen, ehe sie spruchreif wird. Begnügtest Du Dich doch, diese Lösung wissenschaftlich vorzubereiten, anstatt wie Du thust, sie gewaltsam schon jetzt in's Werk setzen zu wollen."

„Ei, ei," rief Ferdinand erstaunt, „da seht doch! Hätte ich doch niemals gedacht, daß die geweihte Priesterin der Kunst so viel Sinn und Geschmack an der Politik, und zwar, an ihrer schroffsten Seite, der Socialpolitik, finden werde."

„Es ist eine Frage, welche die ganze Menschheit bewegt," erwiderte Angelika, „und stehen wir Frauen außer der Menschheit? In Amerika habe ich anders denken gelernt. Ueberdies hat mich auch die Theilnahme an einem alten Freunde" — und sie reichte Ferdinand dabei die Hand — „und die Sorge um ihn verführt, über die Sache ernstlich nachzudenken. Wie oft sagte ich zu Albert: wenn wir wieder einmal nach Deutschland zurückkommen, so will ich Ferdinand in's Herz reden und ihn davon abzubringen suchen. Nun, der Augenblick ist da."

„Nicht der Augenblick, mich abzumahnen," entgegnete Ferdinand, „nein, mich vorwärts zu spornen, liebe Angelika, denn ich sehe mich dem Ziele nah. Daß ich mich so viele Jahre auf die Studirstube zurückgezogen, um fern der politischen Arena ganz der Wissenschaft und den olympischen Musen zu leben, war naturgeboten, stand mit den Zwecken, die ich verfolgte, im innigsten Zusammenhange.

Ich hatte im Orient die Kerkerluft und den Proceßactenstaub von meinen Gliedern geschüttelt, und war zurückgekehrt in ein Vaterland des Jammers und des verzehnfachten Elends.

Die Reaction war Siegerin geblieben auf allen Punkten. Der frühere König — Dein Gönner, Angelika, Dein armer, verlassener Gönner — der stille melancholische König, welcher weinte, so lange die Revolution ihm den Thron rüttelte, lachte nun und war zu einem rechten Schattenkönig geworden, bis der Prinz-Regent — der jetzige König, König Wilhelm, — seinen Thron einnahm und das Scepter für ihn führte. Bajonnet, Säbel, Kanone herrschten im Reiche.

Da übersah ich es rasch, daß hier nichts auszurichten sei mit einem bloßen Pochen auf sein Recht, wie es diese Fortschrittler und Nationalvereinler, die beiden liberalen Parteien des Landes thun, die nicht aufhören, gegen die Gewaltschritte der Regierung zu protestiren, aber ihr selbst die Krücken dazu leihen, damit sie auf der steilen Wandelbahn der Ungesetzlichkeit nicht strauchle und nicht falle.

Ich sah es ein, daß hier der Macht nur wieder eine Macht entgegengesetzt werden müsse, und diese Macht sollte mir die Wissenschaft werden.

Acht Jahre waren vergangen. Und ich sah mein Streben glänzend gekrönt. Die ersten Gelehrten und Großen des Reiches waren meine Freunde geworden, mein Name, mein Geist war unter ihnen, Männer und Frauen buhlten um meine Gunst; durch das reiche Erbe, das mir nach dem Tode meines Vaters zugefallen, auch äußerlich günstig gestellt, sah ich mein Ansehen durch meine Unabhängigkeit herrlich gehoben, ein riesiges Machtbewußtsein schwellte mir die Brust.

In der Regierung war inzwischen v. Bismarck-Schönhausen an's Ruder gelangt, ein Mann, der offen bekannte, daß Eisen und Blut sein Programm seien; die Fortschrittler und Nationalvereinler waren durch ihr harmloses Opponiren um all' ihr Ansehen gekommen; das Volk suchte einen Mann, und fand mich, rief mich.

Und ich folgte dem Ruf, ich kam.

Bald hier in Berlin, bald in Leipzig, bald am Rheine, jetzt da, jetzt dort, hielt ich mit all' dem Grimm und all' der Begeisterung, die sich mir im Herzen angesammelt, in Arbeiter-Versammlungen, in Handwerkervereinen, im wahren, echten Volke, meine „gelehrten Vorträge," und sah meinen Anhang, den Kreis meiner Schüler, meiner Jünger, meiner Streiter riesig anwachsen, mächtig erstarken.

Meine drei Worte: Productiv-Associationen, Staatshilfe, allgemeines directes Wahlrecht, das Resultat

meiner langjährigen wissenschaftlichen Forschungen, fielen wie tausend Zauber in die schmachtenden Herzen, denn sie bedeuteten ihnen Freiheit, Erlösung, Selbstbestimmung, Gerechtigkeit Aller gegen Alle, sie bedeuteten ihnen Brod, Fleisch, leibliche und geistliche Erhebung; sie befreiten sie vor Allem von den Scheinhelfern, von den Scheinliberalen, von den Jacobys, von den Schulze-Delitzsch.

Bald sah ich die Anhänger meiner Lehre über das ganze Reich verbreitet, ich wurde aufgefordert, Ordnung in die ungeregelten Schaaren zu bringen, sie zu organisiren, und so stiftete ich erst vor wenigen Tagen mit Abgeordneten aus den verschiedenen deutschen Arbeitervereinen den deutschen Arbeiterbund, der mich zu seinem Präsidenten wählte.

Und wie verhält sich zu dieser furchtbaren Agitation, zu dieser greifbaren Revolution die Regierung?" fragte Magnus.

„Die Regierung?" entgegnete Ferdinand, „pah! sie unterließ es nicht, mich auch jetzt wie einst, durch Polizei und Gerichte verfolgen zu lassen, aber meine Vertheidigungsreden gestalteten sich zu neuen Lehrvorträgen, die im ganzen Lande zündeten und Flammen schürten.

Man verurtheilte mich jetzt zu einmonatlichem, jetzt zu viermonatlichem, jetzt gar zu einjährigem Gefängniß, aber schon beginnt die Regierung einzusehen, daß ihre Verfolgungen mich zum Märtyrer einer allzugerechten Sache machen, und daß es besser wäre, mich zum Freunde als zum Feinde zu haben.

Der Eisen- und Blut-Mann, ein ganzer Mann, in Wahrheit der Einzige, der uns gefährlich werden kann, pactirt mit mir, und da er mich nicht willig findet, erklärt er sich willig.

Er hat alle meine Schriften gelesen, und denkt und trachtet in deren Sinne und Geiste dem vierten Stande Concessionen zu machen.

So stehen die Dinge in diesem Augenblicke. Saget nun selbst, ob dies ein Zeitpunkt zum Weichen für mich ist?"

„Dein Sieg," sagte Magnus, dem Freunde traurig die Hand reichend, „ist ein scheinbarer, und ich fürchte, ach, ich fürchte es nur zu sehr, Du bist Deinem Ziele ferner als jemals, Du und von Bismarck-Schönhausen können einander nur berühren, wie zwei physische Extreme, um einander zu entkräften und mächtig abzustoßen. Aber wir wollen den Gegenstand heute nicht weiter ausführen. Wir haben Deine Zeit nur allzulange in Anspruch genommen. Das ist mir aber heute schon gewiß: Angelika hofft vergeblich, Dich zu bekehren, es ist Deine Sendung, für die sociale Umwälzung zu leben und für sie zu sterben."

„Ich bringe es doch noch zu Wege," sagte Angelika sich wie Magnus erhebend und den Knaben aufrüttelnd, der mit klugen Augen dem Gespräche der Großen lauschte.

„Ich lasse Euch nicht, bis Ihr mir versprechet, heute Abend wiederzukommen," sagte Ferdinand, „es ist heute Empfangsabend bei mir und Ihr findet außer

der Gräfin Sophie und anderen Frauen viele gelehrte und künstlerische Größen und die ersten meiner Gesinnungsgenossen beisammen."

„Wir kommen," versprach Magnus, versprach Angelika.

Ferdinand hatte nicht Zeit, sich nach ihrem Weggehen den Eindrücken hinzugeben, die ihr Besuch in ihm hervorgebracht.

Denn kaum daß sie fort waren, erschienen zwei Männer bei ihm, von welchen der Eine, Aeltere, sein Anwalt und Vertheidiger Doctor Goldhoff, der Andere, Jüngere, der Oberst Wilhelm v. Rüster, Beide vertraute Freunde von ihm waren.

„Sie kommen wegen meiner Vertheidigungsschrift?" rief Ferdinand dem Ersteren entgegen, „aber ich bin unterbrochen worden und kann sie vor morgen kaum liefern."

„Nein," entgegnete Goldhoff, „das ist es nicht, was mich heute zu Ihnen führt. Ich komme, um ein ernstes Wort mit Ihnen zu sprechen wegen meiner Cousine Helene, und es ist mir darum ganz recht, daß auch Herr v. Rüster hier ist. Sie machen Helenen in einer so auffallenden Weise den Hof, lieber Freund, daß alle Welt davon spricht, und ich besorge, daß das Mädchen, welches von ihren Eltern zum Theile auch meiner Obhut anvertraut ist, in's Geschrei mit Ihnen kommt, man wird sie auf die Perlenschnur Ihrer Liebesabenteuer ziehen, und um den Ruf des armen Mädchens ist es dann gethan."

„Aber, lieber Goldhoff, wenn ich das Mädchen nun liebte? Wenn ich es ernst mit ihm meinte?"

„Eben deshalb will ich mit Ihnen sprechen. Meinen Sie es ernst mit ihr, so bin ich gern bereit, Sie ihren Eltern, die sie demnächst abholen werden, oder vor der Hand ihrer Großmutter, bei der sie hier zu Besuche ist, vorzustellen. Aber Sie müssen mir vorher zweierlei erklären: erstens, daß Sie das Mädchen, das neben seiner Schönheit und Jugend eine Mitgift von 70.000 Thaler bietet, heiraten wollen, und zweitens, daß Sie sich hinkünftig ähnlicher Scandale wie jenes, den Sie zu Ehren meiner beiden Cousinen im Victoriatheater aufführten, enthalten wollen."

„Ich werde mich fortan aller Scandale enthalten," antwortete Ferdinand mit Lachen, „was aber das Heiraten betrifft, so ist mir dieser herkömmliche Großväterweg, den sie mir empfehlen, zu langweilig. Ich will erst des Mädchens gewiß sein, dann kommen die Eltern daran.

Uebrigens verspreche ich Ihnen, mich mit Helenen hinkünftig weniger sehen zu lassen, aus Rücksicht für ihren guten Ruf natürlich. Und was bringst Du mir, lieber Wilhelm?" fragte er, sich zu Rüster wendend.

„Mich schickt die Gräfin," antwortete Jener, „ich soll Dir heute nicht von der Seite gehen, sie ist besorgt, daß v. Martinius, dessen Herausforderung Du nicht angenommen, Dich durch eine brutale Scene an einem öffentlichen Orte zum Duell zwingen wird. Sie hat etwas dergleichen verlauten hören."

„Unnöthige Vorsicht!“ rief Ferdinand, „als ob ich v. Martinius und einem Dutzend seines Gelichters nicht allein Stand halten könnte. Und Du hast es ja eben gehört, daß ich mich fortan aller Scandale enthalten werde. Geh Du heute immerhin von meiner Seite, theurer Wilhelm, und bringe der Gräfin meine Grüße: „Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen, bis ich vollendet, was mir Gott geheißen.“

Die Freunde plauderten noch eine Weile lustig fort: von Helenen und ihrem schönen Haare, von Ferdinands jüngstem Processe und den Freiheitsstrafen, die er noch abzubüßen habe, von Dem und von Jenem. Dann nahmen die Gekommenen wieder Abschied. — —

Ferdinand wußte gar wohl, warum er Rüster, die Schutzwehr, die ihm die Gräfin sandte, heute nicht an seiner Seite lassen wollte.

Für heute Abend hatte ihm Helene ein Stelldichein im Thiergarten, einem Unterhaltungsorte der eleganten Welt, gegeben, und dabei bedurfte es keines Begleiters.

Der Abend war gekommen, ein herrlicher mit Blüthenregen und Akazienduft.

Ferdinand ließ sich von seiner Equipage vor das Potsdamer Thor fahren und vor dem Thiergarten halten.

Er hatte Helene in Begleitung einer älteren Dame schon von ferne erblickt und näherte sich ihr jetzt mit raschen Schritten. Auch er war bemerkt worden, und ein Lächeln belohnte seinen Gruß, mit dem er ihr entgegeneilte.

Da trat plötzlich ein Mann im Gefolge vieler Anderen vor Ferdinand hin. Er sprach Ferdinand brüsk an und erhob die Hand, um nach ihm einen Schlag zu führen. Zugleich schwangen die Anderen die Stöcke.

Ferdinand sah sich im Nu umringt und von allen Seiten angegriffen.

Allein in der Weise eines geübten Ringkämpfers hatte er auch im Nu eine vertheidigende Stellung angenommen, die ihn nach allen Richtungen schützte.

Mit einem kräftigen Faustschlag hatte er den Arm seines Angreifers gelähmt, mit einem zweiten nach dessen Haupte hatte er ihn betäubt.

Und nun entspann sich ein wüthender Kampf von mehr als einem Dutzend Bewaffneter gegen einen einzigen Mann, der keine andere Waffe hatte als seine beiden Fäuste.

Aber er schlug wie der lebendige Zorn, mit dem Muthe eines Heros um sich, jeder Faustschlag machte einen Kampfunfähigen oder zumindest eine Beule.

Bald hatte das Schauspiel tausend neugieriger Zeugen, aus welchen sich Helfer auf Seite Ferdinands stellten. Es wuchs so zu einer monströsen „Keilerei" an, und als Polizei und Gendarmen herbeigeeilt waren, um dem Kampfe ein Ende zu machen, waren seine wohlbewehrten Gegner bereits, mit zerschlagenen Gliedern und mit Schimpf und Hohn der Menge beladen, abgezogen.

Aber auch Ferdinand hatte eine Beule an der

Stirne und mußte sich mit verbundenem Kopfe nach Hause bringen lassen.

Helene und ihre Begleiterin, die der Schlägerei mit Angst und Beben von ferne zusahen, setzten sich jetzt in ihren Wagen, um sich gleichfalls wegzubegeben.

Der „Ueberfall im Thiergarten," dessen Held Ferdinand Lassalle war, verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Stadt, und Abends waren die Empfangssäle Ferdinands gefüllt wie bis dahin noch nie.

Wer jemals ein Gast an diesem Sammelorte des genialen und liberalen Berlins gewesen, war heute nicht fern geblieben.

Theils aus eitler Neugierde, theils aus wahrer Antheilsnahme.

Gräfin Sophie weinte Freudenthränen, daß es so gut abgelaufen. Angelika ging in stillen Träumereien an des Verwundeten Arm durch den Saal. Varnhagen behauptete, heute erst habe Ferdinand sich als echten Demokraten erwiesen, und Ludmilla, die Nichte, war von seiner Tapferkeit so sehr gerührt, daß sie sich während eines zufälligen tête-à-tête mit ihm zu einem Heiratsantrag begeistert fühlte, den der Tapfere indessen tapfer zurückwies.

Ein Spätester unter den Gästen erschien jetzt auch der Geschichtsforscher F. . . . .

Er trug ein langes Futteral in seinen Händen und ging mit weihevoller Haltung auf den Helden des Tages zu.

Dann öffnete er das Futteral und zog einen einfachen Stock hervor.

„Sie haben heute," sprach er mit herzlichem Pathos, „einen entscheidenden Sieg erkämpft gegen ein tausendjähriges Vorurtheil. Sie haben heute die echte Art eines Republikaners an den Tag gelegt, indem Sie eine Beule empfingen und hunderte austheilten in der Vertheidigung des bürgerlichen Gesetzstandpunktes gegen junkerliche Ungesetzlichkeit, in der Vertheidigung des gesunden Menschenverstandes gegen eine unhaltbare Thorheit der Hochgeborenen und Vornehmen. Ihre heutige That allein bedeutet eine Revolution. Sie haben keine Ordenskreuze noch Sterne dafür zu erwarten. Nehmen Sie darum den Lohn aus meiner Hand: es ist eine historische Reliquie, die ich seit Jahren treu bewahre, es ist der Stock Robespierres!"

Der berühmte Geschichtsforscher F..... besaß diese Reliquie, die er auf einer Auction zu Paris erstanden, in Wahrheit seit vielen Jahren, und achtete sie als ein kleines Heiligthum. Kein Freund und Fremder besuchte ihn, ohne daß F..... ihm mit Stolz sein Palladium gezeigt hätte. Der Stock Robespierres gehörte mit zu den Ruhmesmitteln des Geschichtsforschers.

Wenn irgend etwas das Ansehen Ferdinand Lassalles um jene Zeit erhöhen konnte, so war es dieses Geschenk.

Siebentes Capitel.

Das Kind.

Wehe Demjenigen, den die Rache der vernachläſſigten Liebe erreicht. Ihr Stachel iſt giftgetränkt und wühlt in dem Herzen, in das er ſich bohrt, grauſamer als irgend ein Weh der Welt.

Ferdinand war ein Knabe, als die Liebe ſein Herz umfing, ihm gefiel ihr ſchmeichelndes Spiel, aber er entwand ſich ihr; er war ein Jüngling, als ſie ihm das ſchönſte Weib in die Arme legte, er achtete ihrer nicht, er gaukelte weg von Blume zu Blume, er hat es nie ernſt mit der Liebe gemeint. Jetzt fiel er als Mann in ihr Garn, und tödtlich tief bohrte ſie ihm das ſüße Gift ihres Grimmes in die Bruſt.

Es entgeht der Liebe kein Sterblicher. Wer ihr als Jüngling ſein Herz verſchließt, der fällt ihr als Mann anheim, wer ihr als Mann entflieht, der wird von ihr als Greis erfaßt. Je ſpäter ſie den Fliehenden erhaſcht, deſto größer ihr Zorn!

Ferdinand war neununddreißig Jahre alt, als die Liebe ſich ſeiner mit Sturmesgewalt bemächtigte. Nun

konnte er sie nicht saumselig hinhalten, wie er bei Angelika gethan; nun konnte er sie nicht durch kindliche Hingebung und hingebungsvolle Freundschaft wegtäuschen, wie bei der Gräfin; nun konnte er ihr nicht nach einem flüchtigen Genusse ein Schnippchen schlagen und zu dem ernsten Ziele seines Lebens zurückkehren, wie bei der Prinzessin. Ganz und unrettbar, alle Organe seines Lebens, all' sein Denken und Fühlen hatte die Liebe diesmal umklammert; er war unrettbar verloren, es war um ihn für immerdar geschehen.

Helene v. Ploeniges war eine eigenartige, unvergleichliche Schönheit. Die Natur hatte sie mit allen Gaben ausgestattet, um eines Mannes Sinne zu berücken. Mittelgroß und üppig von Gestalt war ihr blühender Körper im vollendetsten Ebenmaße geschaffen. Es ist ein verbrauchtes Bild, aber es eignet sich hier wieder, wie kein anderes: sie glich einer Rosenknospe im Aufbrechen, die nur den Kuß des nächsten Sonnenstrahles erwartet, um sich völlig zu erschließen. Auch die Dornen der Rose fehlten nicht, sie hatte Geist, stechenden Witz, ihr fehlte keine Bedingung zu einem unwiderstehlichen Liebesreiz.

Als sie mit ihrer ältern Schwester Margarethe nach Berlin gekommen war, um ihre Großmutter zu besuchen, war sie nach wenigen Tagen der Gesprächsstoff der Gesellschaft in der Residenz geworden. Ihr rothes, goldbestaubtes Haar, das von ihrem blendend weißen, rosig angehauchten Teint sich leuchtend abhob und ihr geistsprühendes Auge, in dem die dunkle

Zauberglut des Südens lohte, fielen auf, wo immer sie sich zeigte. Man fragte, man forschte, und als man erfuhr, daß sie die Tochter des bekannten Gelehrten und Diplomaten v. Ploeniges, eines Freundes des Königs von Baiern, sei, da bildete sich alsbald aus den Besten der Neugierigen ein Schwarm von Verehrern und Huldbewerbern um sie.

Unter diesen war auch Ferdinand Lassalle.

Ferdinand hatte seinerseits alle Bedingungen, um einem so eigenartigen, anspruchsberechtigten Wesen, wie Helene von Ploeniges war, zu gefallen. Er verband mit allen Vorzügen eines reifen Mannesalters die Leidenschaftlichkeit eines Jünglings. Sein Ruhm war groß, und noch größer sein Ruf. Seine politische Sonderstellung und gefürchtete Thätigkeit, seine galanten Abenteuer, seine Schilderhebung für eine verrufene Frau der Gesellschaft, sein politisches und galantes Martyrerthum, seine Volksmannsrolle und die glänzende Unabhängigkeit, in welcher er, auf dem großen Fuße des Aristokraten, lebte, und sich in leidenschaftlicher Thätigkeit den Ruhm des Gelehrten um die Stirne wob, die Zaubergewalt seiner Beredtsamkeit, die unwiderstehlich wurde, wenn er sie Frauen gegenüber anwandte, all' das und mehr hatte seinen Namen in Aller Mund gebracht, und man weiß, wie mächtig ein vielgenannter Name, zumal auf junge Frauenherzen wirkt. Sein Ruhm und Ruf hatten Helenen schon gewonnen, ehe er sich noch um ihre Huld bemühte. Er bestrickte, wie er bestrickt ward. Er liebte und wurde geliebt.

Bald war Ferdinand nicht ohne Helenen, Helene nicht ohne ihn genannt. Sie waren auch selten ohne einander gesehen worden, und als das Liebesbewußtsein in Beiden erwachte, war es zu spät, aus ihren Zusammenkünften ein Geheimniß zu machen. Er hatte um ihretwillen schon jenen lärmenden Auftritt im Theater und jenen noch lärmenderen im Thiergarten bestanden. Nun aber war Helenen das öffentliche Erscheinen mit Ferdinand auch von ihrer Großmutter untersagt worden. Nun konnte er Helenen nur noch bei seinem Freunde Goldhoff, ihrem Cousin, sehen. Dort tauschten sie die ersten Küsse, dort die ersten Geständnisse.

Allein schon war das Gerücht dieses Liebesbundes zu den Ohren des Herrn v. Ploeniges, des Vaters, gelangt, der darüber mächtig erschrak. Was Ferdinand in den Augen der Tochter hob, das erniedrigte ihn in den seinigen.

Der Ruf Ferdinands war ihm schrecklich wie sein Ruhm.

Wie konnte es auch anders sein? Ferdinand war Socialdemokrat, Communist, Agitator; er conservativ bis an's Herz hinan, Staatsmann im Dienste eines Königs, eines Königs Freund. Ferdinand holte sich seine politische Begeisterung aus dem Elende der Arbeiter; Herr von Ploeniges war hoffärtig, und Fürstenhöfe waren die glänzenden Kreise, in denen er sich bewegte. Er war mit Aengstlichkeit für die Ehre und den guten Ruf des Hauses bedacht; Ferdinand war ein Kerkerzüchtling und durch die übelrüchigsten Abenteuer ver-

schrieen. Ein solcher Schwiegersohn wäre ihm das baare, leibhaftige Unglück!

Natürlich, daß der entsetzte Vater seine beiden Töchter sofort von Berlin abberief; nach Bern in der Schweiz, wo er um jene Zeit als Geschäftsträger des baierischen Hofes bei der Eidgenossenschaft residirte. Helene wurde mit strengen Vorwürfen empfangen, aber das war Oel in ihre Liebesgluth.

Das Kind war nun fort.

Das Kind — so nannte Ferdinand Helene, weil das anziehendste Element ihres Wesens eine reizende Kindlichkeit war.

Sie war so kindlich und kindisch in Rede und Haltung, und konnte dennoch eine solche Gewalt über ihn ausüben.

Sie schien so willenlos und setzte dennoch wie der starrste Eigensinn durch, daß Alles geschehen mußte, wie sie es wollte.

Das Kind war nun fort, Knall und Fall, bei Nacht und Nebel heimgeschickt, und Ferdinand war es unerträglich einsam zu Muthe.

Noch hatte er nicht ernstlich daran gedacht, Helene zu heiraten.

Aber als er jetzt inne ward, wie schwer er sie vermisse; als er sich an dem Glücke begeisterte, das er Magnus am häuslichen Herde an der Seite Angelikas und ihres Knaben genießen sah; als er endlich vernahm, daß ein junger reicher Bojarensohn aus der Walachei, der Helenen schon in Berlin umwarb, um ihre Hand angehalten habe und von ihren Eltern begünstigt sei;

da erwachte der Gedanke, Helenen heimzuführen, mit unsiegbarer Macht in ihm.

Er beauftragte seinen Freund und Anwalt, Dr. Goldhoff, — die Werbung für ihn zu übernehmen, die Hand des Mädchens von dessen Eltern für ihn in aller Form zu erbitten, und erhielt einen Korb.

Herr v. Ploeniges, der Vater, antwortete in der verbindlichsten Weise, daß er sich durch die Bewerbung Ferdinands „ungemein geehrt" fühle, daß aber seine beiden Töchter bereits versagt seien: die ältere an den Grafen v. Kaylingk, die jüngere an Herrn Janko v. Malowitz, den jungen Bojaren.

Ferdinand fuhr empor wie ein verwundeter Löwe.

Schmerz und Zorn waren seine Gefühle.

Er hatte sofort den wahren Grund der Weigerung errathen.

„Giebt er mir sie nicht willig," rief er aufflammend, „so werde ich sie mit List, mit Gewalt zu erringen wissen!"

Sein Plan war rasch gefaßt.

Er hatte Nachricht erhalten, daß Helene, angeblich weil sie brustkrank sei, von ihren Eltern nach Wabern bei Bern zu einer Frau Arson, einer Freundin der Familie Ploeniges, geschickt worden. Dort beschloß er, sie aufzusuchen oder von dort her eine Zusammenkunft mit ihr zu bewerkstelligen.

Darin sollte ihm Goldhoff beistehen, und dieser that es auch.

Er that es, nachdem Ferdinand ihm mit einem

Eide in die Hand geschworen, daß er hier nicht blos ein neues Liebesverhältniß anknüpfen und lösen wolle, wie viele, sondern daß er Helenen ehelichen und nimmer von ihr lassen werde.

Goldhoff, den Ferdinand in den vielen Processen, in welchen er dessen Vertheidiger war, lieben und hochachten lernte, war auch der innersten Ueberzeugung, daß sich für Fräulein v. Ploeniges, seine Cousine, ein besserer Mann auf Gottes Erdenrunde nicht fände. Was Ferdinand so gefährlich machte, seine Führung der socialen Bewegung, das, dachte Goldhoff, würde ja mit dessen Verheiratung sein Ende erreichen. Ist er ihrer ja ohnehin schon satt, sagte er sich; eben wieder zu einer einjährigen Gefängnißstrafe verurtheilt, muß er ja einsehen, daß, wenn nicht seine moralische, so doch seine physische Kraft bei fortgesetztem Kampfe gegen die starre Uebermacht der Despotie brechen müsse, wie die Lanze Don Quixotes im Kampfe gegen den tauben Flügelschlag der Windmühlen.

In Wahrheit war Ferdinand um diese Zeit politisch müde und verzagt gemacht. Seine häufigen Begegnungen mit Herrn v. Bismarck führten ihn — wie Magnus richtig vorhergesehen — von dem mächtigen Staatsminister nur immer weiter und weiter ab.

Man fütterte ihn mit Versprechungen und kirrte ihn mit Verurtheilungen.

Zudem fühlte er sich vereinzelt stehen in dem ungleichen Kampfe, denn von allen Aposteln und Streitern, die sich um ihn schaarten, wußte er gar wohl,

daß ihn Keiner ganz verstanden, und daß nur Wenige mit reiner, opfermuthiger Seele an seinen Lehren und Absichten hingen.

„Die jetzt voll Eifers um mich sind, werden mich verlassen oder mein Andenken schänden, wenn ich nicht mehr bin," rief er mit prophetischem Geiste.

„Ich wünsche nichts sehnlicher," schrieb er um jene Zeit in verzweifelnder Stimmung an die Gräfin, „als die ganze Politik los zu werden, um mich in Wissenschaft, Freundschaft und Natur zurückzuziehen. Ich bin der Politik müde und satt. Zwar, ich würde so leidenschaftlich wie je für dieselbe entflammen, wenn ernste Ereignisse da wären, oder wenn ich die Macht hätte oder ein Mittel sähe, sie zu erobern — ein Mittel, das sich für mich schickt.

Denn ohne höchste Macht läßt sich nichts machen.

Zum Kinderspiel aber bin ich zu alt und zu groß.

Darum habe ich auch — wenn ich mir und Ihnen die volle Wahrheit eingestehen soll — nur höchst ungern das Präsidium des Arbeiterbundes übernommen. Ich gab nur Ihnen nach. Darum drückt es mich jetzt gewaltig.

Denn die Ereignisse werden sich, fürcht' ich, langsam entwickeln, und meine glühende Seele hat an diesen Kinderkrankheiten und chronischen Processen keinen Spaß. Ach, könnte ich mich zurückziehen!"

Von dieser politischen Schwermuth war seine Seele voll. Von der Liebe erwartete er Heilung, von der Liebe erwartete er Alles, sie sollte ihn dem Leben, der Lebenslust, sie sollte ihn sich selbst zurückgeben!

In dieser Erwartung saß er in den letzten Tagen des Monates Juli 1864 in Rigi-Kaltbad und schrieb mit halber Seele für den Arbeiterbund, und horchte mit halber Seele, ob das Pförtlein nicht gehe.

Da pochte es an die Thür, ein Bauernbursche kam herein und sprach: „An der Terrasse hält eine Dame, die Sie zu sprechen wünscht."

Er nahm Hut und Stock und stürmte hinaus.

Da hielt hoch zu Roß ein Touristenclub: mit einer Engländerin, einer Amerikanerin und einem Franzosen Helene, das Kind, Helene, der Goldfuchs.

Sie hatte von Goldhoff brieflich erfahren, daß Ferdinand auf Rigi-Kaltbad sei, und hatte sofort von Wabern aus mit Freundinnen eine Rigi-Partie arrangirt, um ihn auf Kaltbald abzuholen.

Jetzt mußte auch er sein Pferd besteigen und mit ihnen den Kulm hinaufstürmen, wo sie Alle übernachten wollten.

Die Nebel und Wolken, die eben noch die Bergspitzen umhüllten, fielen; mächtig und glanzvoll befreit ragten die Berge, ringsum eine erhabene Aussicht über Firnen, Ketten, Felsen, Thäler und Schluchten hinweg, alle Berge im rothen Glühen der Sonne, die prächtig unterging.

Dort über Alles hinweg, über all die Pracht erhoben, standen von den Reisegefährten verloren die Beiden, standen Ferdinand und Helene, der Mann und das Kind, und — „Laß mich für alles Uebrige sorgen," drang er in sie

„Ich will und werde Dein Weib sein," sprach sie mit fester Stimme. „Ist es so recht, Du schöner Aar, Du geliebter Satan, Du herrlicher Freund, Du mein Gebieter und Alles?"

Und er zog sie an sein Herz und sie hing an seinen Lippen. . . . .

Sie kamen überein, daß Ferdinand nach Genf kommen sollte, um bei den Eltern noch einmal persönlich um Helenens Hand zu werben, und erst, wenn diese Nein sagten, wenn sie unerbittlich blieben, sollte Ferdinand das Uebrige auf sich nehmen.

„Du kannst über mich gebieten, wie über Deine Sache," sagte sie, „ich folge Dir, wohin Du gebietest. Aber so rasch als möglich muß Alles gethan sein, weil ich nicht will, daß die ganze Welt uns bespricht und mich dadurch einer Menge von Auftritten aussetzt, die ebenso gut vermieden werden könnten. Ist einmal Alles zu unserer Zufriedenheit beendet, dann mögen sie ihre Mäuler und Augen aufreißen, so groß sie wollen, dann habe ich Dich als Schutz und Stütze, und ich lache ihnen in's Angesicht. Ich weiß," rief sie mit Thränen im Auge, daß die Hindernisse, „die wir zu übersteigen haben, groß, riesengroß sind, aber dafür haben wir auch ein großes Ziel und Du einen riesengroßen Geist, der mit Gottes Hilfe die Felsen zu Sand und Staub zermalmen wird, so daß selbst mein schwacher Athem ihn wegzublasen vermag."

„Du Lohn des Himmels, Du Preis meiner Tage," rief Ferdinand.

„Noch habe ich," sagte sie mit umwölkter Stirne, „ein schweres Stück zu vollbringen, Du weißt vielleicht nicht, daß ich mit Janko v. Malowitz schon so gut wie verlobt bin, er war schon als Knabe meinen Eltern empfohlen und ward so der Gespiele meiner Kinderzeit, in Berlin fand ich ihn wieder; ach, ich muß ein treues Herz, das mir mit wahrer Liebe ergeben ist, tödten mit kalter Hand, muß mit grausamem Eigennutz einen schönen Jugendtraum vernichten, der, verwirklicht, das Glück, das Lebensglück eines edlen Menschen machen sollte. Das wird mir furchtbar schwer, aber ich will jetzt, will jetzt um Deinetwillen, Du mein schöner Aar, auch schlecht werden."

Es war eine wonneselige Nacht auf dem kalten Kulm oben, eine Nacht, in welcher zwei Menschen sich in ein endloses Glück hineinträumten. . . . .

Aber der Morgen weckte sie mit Regen und Nebel.

Ein kurzer, heißer Abschied, und Helene kehrte mit ihren Begleitern nach Wabern, Ferdinand mit dem Versprechen und der Sehnsucht eines baldigen Wiedersehens im Herzen nach Rigi zurück.

Zwei Tage später, an einem herrlichen Sommerabend, saß Ferdinand in Wabern in der Villa der Frau Arson an der beglückenden Seite seines „Kindes."

Er war von Frau Arson zum Thee geladen worden und hatte versprochen, nicht allzu lange zu bleiben, aber die Zeit verging in seligem Geplauder bis Mitternacht.

So am folgenden Tage, und so am nächstfolgenden,

bis Frau Arson die Liebenden ermahnte und sie drängte, die entscheidenden Schritte bei den Eltern zu thun.

Helene sollte sogleich nach Genf zurückreisen, um ihre Mutter auf die Werbung Ferdinands vorzubereiten, sie in das Vertrauen ihrer Liebe zu ziehen, und Ferdinand sollte ihr noch am selben Tage folgen und das Uebrige thun.

Um diese Zeit schrieb Ferdinand in mehreren rasch aufeinander folgenden Briefen an die Gräfin, was er und Helene unwiderruflich abgemacht. Die Briefe sind uns aufbewahrt:

„Helene ist entschlossen, wenn ich will, morgen ihren Eltern wegzulaufen und, wenn ich will, als Zigeunerin mit mir durch die Lande zu ziehen.

Helene ist großjährig.

Schlimmsten Falls sind wir mit drei feierlichen Aufgeboten unserer Verpflichtungen gegen die Eltern quitt. Heute Abends langte ich in Genf an, wo Helene heute um zwei Uhr angelangt ist. Morgen um zwei Uhr mache ich ihren Eltern einen Besuch. Spätestens nach drei Besuchen, also in drei Tagen, vielleicht aber schon früher, erkläre ich Vater und Mutter meinen Antrag.

Ich hoffe sehr — und glaube es fest — die Eltern werden gleich oder doch nach einigen Angriffen stürmischer Beredtsamkeit, die ich auf sie machen werde, einwilligen.

Sonst, beim großen Gott, bin zu Allem entschlossen, ehe ich mich im geringsten beirren lasse.

Für Eile ist aber Helene noch mehr als ich. Sie ist noch ungeduldiger.

Wird Helene von ihren Eltern gequält, so habe ich ihr kurz und gut gesagt, daß sie das Haus verläßt und sich bis zur Hochzeit unter Ihren Schutz stellt, gute Gräfin.

Ich habe es ihr gestern Abend erst vorgeschlagen und sie ist gleich darauf eingegangen.

Gehen die Eltern auf meinen Antrag gleich ein, so will ich mit Helene und Frau Arson noch eine kleine Schweizerreise machen, die Sie wohl mitmachen.

Am liebsten möchte Helene schon im October als meine Frau in Berlin einziehen. Und ich möchte es auch — — —"

Die Liebenden waren fast gleichzeitig in Genf angekommen.

Helene war zu ungünstiger Zeit in ihr Elternhaus zurückgekehrt, um da das Geheimniß und die Entschlüsse ihres Herzens zu offenbaren.

Sie feierten eben da die Verlobung ihrer Schwester Margarethe mit dem Grafen Kayling. Aber ihre Ungeduld war zu groß, als daß sie einen Aufschub hätte ertragen können.

So benutzte sie denn einen gelegenen Augenblick und rief die Mutter auf ihr Zimmer.

Sie sagte ihr, daß Ferdinand da sei, daß er kommen werde, um sie von ihren Eltern zu erbitten, sie sagte ihr, wie sehr sie ihn liebe, sie sagte ihr Alles.

Die Mutter erschrak.

„Eben jetzt, eben heute!" rief sie, „schämst Du Dich vor Margarethe, Deiner Schwester, nicht? Sie

eine Gräfin Kaylingk und Du die Frau eines Revolutionärs und so verrufenen Menschen! Und was soll aus Janko werden? Kind, das kann Dein Ernst nicht sein!"

„Höre mich, Mama," antwortete Helene, „ich sage heute zum ersten Male: ich *will*, und so wahr ich hier vor Dir stehe, sage ich Dir, ich werde meinen Willen durchsetzen. Es thut mir weh, unendlich weh, Euch so betrüben zu müssen — ich sehe, daß Du außer Dir bist — aber ich kann nicht anders. Seid Ihr vernünftig und willigt ein, nun so werdet Ihr ihn kennen und lieben lernen, und Alles wird ruhig und glatt abgehen; — wo nicht, nun, dann thut es mir leid um Euch, und Gott weiß, *was* ich darunter leide, dann muß ich mich mit dem Gesetz vertheidigen und so zu meinem Recht und zu meinem Glück gelangen."

Die Mutter weinte leise und antwortete nicht.

Helene fiel ihr um den Hals und sagte mit thränengebrochener Stimme: „Nur in ihm ist mein Glück, und *das* ist mein Schicksal!"

„Der Vater nimmt ihn nie und nimmer an," sagte die Mutter, „ich muß zu ihm gehen und ihm sagen, wie die Sachen stehen."

„Was habt Ihr denn gegen Ferdinand?" rief Helene erregt, „was kann Papa gegen ihn sagen? Seine politische Stellung ist ja doch wohl kein genügender Grund, seinen Besuch zurückzuweisen!"

„Nicht seine politische Stellung," entgegnete die Mutter, „aber seine sociale Stellung, die Cassetten-

geschichte und so vieles Andere. Du kannst vom Vater nicht verlangen, namentlich in derselben Zeit, wo die eine Tochter mit dem Grafen Kaylingk verlobt wird, einen Mann in die Familie aufzunehmen, von dem alle Welt spricht."

Helene erblaßte.

„Ihr nehmt in nicht in Eure Familie auf," erwiderte sie erregt, „sondern gebt nur Eure Einwilligung, daß ich aus Eurer Familie heraustrete. Wenn Ihr es verlangt, nun so will ich, so weh' es mir thut, und Gott ist mein Zeuge, daß mir fast das Herz dabei bricht, so will ich Euch das Versprechen geben, nie wieder Eure Schwelle zu betreten."

Die Mutter antwortete nicht und weinte mehr und mehr.

Endlich ermannte sie sich zn einer strengen Rede.

Dann stockte sie plötzlich und wankte hinaus, um Alles dem Vater zu sagen.

Dieser war mit dem Grafen Kaylingk und seinem Neffen, einem Dr. Arndt, inzwischen auf den See hinausgefahren, und so mußte seine Rückkunft abgewartet werden. . . . .

Alles das theilte Helene Ferdinanden in einem Briefe mit.

„Ich bleibe felsenfest" — schrieb sie am Schlusse.

„Du kommst morgen um zwei Uhr und dann setzen wir es rasch und schnell durch. Wenn sie sehen, daß sie nichts gegen uns thun können, nun so weiß ich, daß sie Ja sagen, um kein Aufsehen zu machen. Ach, Herz,

wie ich mich nach Dir sehne! Jetzt ist es halb sieben, und Du, mein Herr und Gott, bist Du schon hier! Dieser Gedanke giebt mir wieder Stärke und Kraft — denn ich muß die Nähe und Allgewalt meines Herrn und Gebieters fühlen, um nicht zu weichen, um nicht auch Andern gegenüber zu sein, wie Dir gegenüber — das Kind.

Aber ich fühle Dich und Deine Liebe und so fürchte ich nichts mehr und bin für jetzt und für immer Dein Weib, Deine Dich anbetende Sache. O, wenn doch die Gräfin hier wäre!

Sage mir nur auf einem kleinen Zettel, daß Du mich liebst! Denn ich, Ferdinand, ich liebe Dich ja so sehr....."

Das war der Schluß ihres noch nicht abgeschickten Briefes an Ferdinand, als ihr Vater mit seinen Gästen von der Seefahrt zurückgekehrt war.

Da gab es eine stürmische Scene.

Helene wiederholte, was sie der Mutter gesagt, und legte auf die Unumstößlichkeit ihres Willens in dem Maße einen größeren Nachdruck, als die Heftigkeit ihres Vaters zunahm.

Er tobte, gerieth außer sich, drohte, sie zu verstoßen, untersagte ihr, das Haus zu verlassen.

Nimmer, so lange er lebe, werde Ferdinand Lassalle sein Schwiegersohn werden, und nimmer dürfe der die Schwelle seines Hauses betreten.

Helene stürzte aus der Stube, der Vater hörte nicht auf, sich mit Poltern Luft zu machen. Mit Mühe

konnten ihn Mutter, Schwester, Neffe und Bräutigam beschwichtigen.

Jetzt fügte Helene in der Flucht des Augenblickes noch einige Worte ihrem Briefe an:

„Es ist geschehen — sie haben gesprochen — mein Vater hat erklärt, ich wäre seine Tochter nicht mehr! und was nun geschieht, Gott weiß es; — er will, ich soll sein Haus nicht verlassen . . ."

Ferdinand erhielt das Schreiben im Gasthofe, darin er abgestiegen war, und hatte es noch nicht zu Ende gelesen, als Helene selbst in sein Zimmer stürzte, die Augen glühend, die Wangen mit fliegendem Roth bedeckt, am ganzen Leibe fieberisch zitternd, ihr Herz zum Bersten voll.

Sie warf sich an seine Brust und konnte kein Wort hervorbringen.

„Was ist Dir?" rief Ferdinand erschrocken.

„Ich bin das unglücklichste Geschöpf auf der Erde, hier hast Du mich, ich bin Dein, mache mit mir, was Du willst."

„Nicht so," antwortete Ferdinand, „Du mußt zu Deinen Eltern zurück, wir werden das Gesetz anrufen, sie werden Dich mir gerne geben, Du bist großjährig, komm, ich begleite Dich in Dein Elternhaus zurück."

„Lieber in's offene Grab!"

Was focht ihn doch in diesem entscheidenden Augenblicke an, daß er ihr mit aller Kraft seiner Beredtsamkeit zuredete, zu ihren Eltern zurückzukehren? War es der beleidigte Mannesstolz, sich abgewiesen zu sehen?

War es die aufrichtige Umkehr zu den Satzungen der Convenienz, die er Zeit seines Lebens bekämpfte?

„Deine Eltern denken von mir schlecht," sagte er, „ihre Meinung von mir soll besser werden, ich werde Dich selbst in ihre Arme zurückführen, sie sollen sehen, daß ich nicht der Räuber ihres Kindes sein mag, daß ich die Familiengesetze achte, daß ich zwar kein Unrecht dulden mag, aber jedem Rechte seine Ehre gebe."

„So opferst Du mich Deiner Eitelkeit auf?" schrie sie auf und wurde leichenblaß.

Und jetzt war sie wieder das Kind.

Willenlos folgte sie ihm.

Er führte sie in das Haus einer Freundin ihrer Mutter und ließ dieser von dort aus melden, daß sie ihre Tochter aus seinen Händen zurückholen möge.

Die Mutter kam, Helene ging schweigend mit ihr — in das Haus des strengen Vaters.

Es gab einen noch weit heftigeren Auftritt, als jenen ersten.

Der Vater verlor so sehr alle Mäßigung, daß er sein „ungerathenes Kind" mit Fäusten schlug, es bei den Haaren zu Boden zog.

Wenn die Anderen sich nicht rechtzeitig zwischen Vater und Tochter gestürzt hätten, er hätte sie getödtet.

Noch an demselben Tage erhielt Ferdinand einen Besuch vom Grafen Kayling, dem Bräutigam Margarethens, und Dr. Arndt, dem Neffen des Hauses.

Sie forderten ihn auf, daß er Helenen für immer entsage, die Briefe, die er von ihr habe, herausgebe

und zu seinem und der Familie Besten Genf verlassen möge.

Er setzte all' dem ein entschiedenes Nein entgegen, sie gingen unverrichteter Dinge von ihm.

Er bestand vielmehr darauf, dem Vater in dessen Wohnung einen Besuch zu machen, und bat ihn brieflich um die Erlaubniß hierzu.

Allein Herr v. Ploeniges würdigte ihn auch nicht einer Antwort.

Da erfaßte ihn ein namenloser Schmerz, eine namenlose Empörung. „In Güte geht es nicht," rief er, „wohlan, so will ich ihn zwingen, mir das Kind zu geben, das mein Eigen ist durch die Wahl und Uebereinstimmung unserer Herzen!"

Aber vielleicht fühlte sein Herz schon, daß es nun aus sei für immer.

Ein Thränenstrom quoll aus seiner Brust.

Achtes Capitel.

Samson und Delila.

All' seine Mannheit war zu Boden geworfen.

Er raffte sich empor und sprach sich die alten Worte des Kämpfertrotzes und des Heldenmuthes vor, er zog die Stirne in Falten und rief die tiefen, die mächtigen, allgewaltigen Gedanken zu Hilfe, die ihm sonst heerschaarenweise zu Gebote standen. Vergebens; er blieb rathlos, kraftlos, hilflos.

Der Mann, dessen Auge sonst sengende Flammen schleuderte und dessen Mund tilgende Schwerter sprach, hatte jetzt nur Thränen und Seufzer.

Er schämte sich jetzt seiner selbst, aber er konnte es nicht ändern.

Es war ihm auch nicht mehr um sich zu thun, aber um Helenen!

Durfte er sie in der brutalen Gewalt des Vaters lassen, in der Pein und Scham, in die er sie selbst geschleudert, er, der sich sonst jedes Schwachen angenommen, sie, die sein ganzes Herz erfüllte, die ihm das Liebwertheste schien und das Geliebteste war, was ihm je auf Erden begegnet.

„Pfui, pfui!“ schrie er und warf sich hin und knirschte die Zähne und kam sich so elend vor, wie er nie ein Elend sah.

Nun fiel ihm bei, daß er ja Freunde habe, und eine Freundin, eine dankverpflichtete, dankerfüllte, ihn über Alles liebende Freundin.

„Wenn mir doch noch Mensohn und Ottenheim lebten,“ rief er, „die für mich in's Feuer gingen, die das Kühnste und Unmöglichste mit mir wagten, die geübt und gewandt und gestählt waren in jedem Handstreich und Heldenstück. Aber sie sind nicht mehr, sie sind mir vorangegangen!“

Sie waren ihm vorangegangen, unbemerkt, unbeweint.

Als die große, unbezwingliche Reaction in's Reich gekommen, waren Ottenheim und Mensohn der vaterländischen Verhältnisse überdrüssig geworden. Ersterer ging nach Amerika, wirkte dort und starb dort, das Opfer einer bösen Krankheit, fast zu derselben Zeit, als Mensohn in Varna demselben Schicksale erlag, nachdem er als Arzt den Krimkrieg mitgemacht.

Jetzt traten die Schatten der beiden Freunde vor seine gequälte Seele.

„Könnte ich Wunder thun, könnte ich Euch beleben, Ihr Wackeren, Ihr Unübertrefflichen, Ihr Unvergeßlichen, mir wäre noch heute geholfen; mit Euch im Bunde schritte ich mitten unter sie hinein und holte mir mein Eigen, mein „Kind,“ und wenn sie mir wie Drachen und giftgeschwollene Ungethüme entgegenträten.

Rüster und Goldhoff sind wie Kinder gegen Euch Männer!"

Dennoch setzte er sich hin und schrieb in fliegender Eile an die beiden Lebenden, an Goldhoff, den Rechtsfreund, nach Berlin, wie die Sachen ständen, und an Rüster, den Mann des Schwertes, der um jene Zeit in Zürich weilte, daß er ihm unverweilt persönlich zu Hilfe komme.

„Rüster!" — lautete sein Schreiben an den Letzteren — „Wenn Du je einen Funken Freundschaft für mich gefühlt hast, so setze Dich augenblicklich auf und eile hieher zu mir nach Genf! Es handelt sich um Leben und Tod. Zum ersten Mal, seit ich bin, brauche ich, der so Vielen geholfen, die Hilfe Anderer. Möge nicht der Erste, an den ich mich wende, mir den Rücken kehren."

Ein Telegramm brachte die Antwort: „Erhalten um zehn Uhr, reise um acht Uhr Abends ab, morgen Mittag in Genf. Rüster."

Zu derselben Zeit schrieb Ferdinand auch an Sophie, die im Curorte Wildbad ihrer schwankenden Gesundheit pflegte.

„Ich kann nicht anders, obgleich ich seit vierundzwanzig Stunden dagegen ankämpfe, aber ich muß mich ausweinen an der Brust meines besten und einzigen Freundes. Ich bin so unglücklich, daß ich weine, seit fünfzehn Jahren zum ersten Male, geliebte Gräfin!

Was mich dabei noch zermartert, ist das Verbrechen meiner Dummheit!

Wie konnte ich so beschränkt sein, sie ihren Eltern zurückzuliefern, um „loyal“ um sie zu werben! Ich hätte den Besitzstand benutzen und sofort mit ihr entfliehen sollen!

Jetzt ist das Unglück da! Sie ist unter vollständiger Sequestration und furchtbarster Mißhandlung!

Ich fühle mich so steinunglücklich, daß ich mich berechtigt glaube, Sie, zu bitten, blos zu meinem Troste, sofort herzukommen. Sie sind ja doch die Einzige, die weiß, was es heißt, wenn ich Eiserner mich unter Thränen winde, wie ein Wurm!

Ich habe Rüster aus Zürich zu meiner Hilfe hieher berufen.

Wohin bin ich gekommen! Ich, der allgemeine Rather und Helfer, ich bin rath- und hilflos und brauche Andere!

Sie wissen nicht, was sie leidet, wie sie mißhandelt wird, das arme Geschöpf!

Ich weiß noch nicht, wie ich mich ihrer bemächtigen werde, ob durch List, durch Gewalt, alles ist mir gleich.

Meine Dummheit richtet mich hin, der Gewissensbiß frißt mich auf.

Aber wenn ich mein Verbrechen nicht wieder gut mache, koste es, was es wolle, um jeden Preis, so will ich mein Haupt scheeren und Mönch werden.

Ach, Gräfin, warum sind Sie nicht hier? Wenn ich diese Sache nicht durchsetze — und ich zweifle sehr daran, so bin ich für immer gebrochen und fertig mit Allem.

Noch viel mehr vielleicht, als des Mädchens Verlust, zerbricht mich meine Gimpelei. Wenn ich sie nicht durch Sieg ausgleichen kann, verachte ich mich selbst für immer auf das Schnödeste."

Ein Telegramm beantwortete auch dieses Schreiben:

„Ruhig, ruhig. Wir werden siegen, ich weiß es gewiß. Den zehnten oder eilften bin ich in Genf. Sophie." —

Auch an einen berühmten Advocaten in Genf, einen Herrn Auberny, hatte sich Ferdinand gewendet, um ihn zu Rathe zu ziehen, ob nach französischem Gesetze die Auslieferung Helenens nicht auf dem Wege des Rechtes durchzusetzen wäre.

Auch hier fand er Trost und Beruhigung, wie aus folgendem Schreiben ersichtlich ist, das er an Helenen richtete:

„Helene! Was ich leide, übersteigt alle und jede Grenze. Doch davon ein ander Mal. Jetzt nur das Wichtigste. Man hat Dir gesagt, daß Du wegen der Gesandten-Eigenschaft Deines Vaters unter dem Münchener Gesetze ständest und folglich noch minderjährig seiest.

Das ist falsch. Du bist, so lange Du hier bist, mit einundzwanzig Jahren großjährig.

Du kannst jeden Tag, jeden Augenblick mit vollem gesetzlichen Recht das Haus Deines Vaters verlassen, in welchem Du sequestrirt bist.

Der bloße Umstand, daß Du keine Briefe von mir empfangen kannst — ich habe fünf vergeblich an Dich geschrieben — stellt eine Sequestration dar.

Ich habe Dich selbst zu Deiner Mutter zurückge-

führt, weil ich mir vorgesetzt habe, zuvor alle Rücksichten und alle Wege der Güte zu erschöpfen. Sie sind erschöpft und ich fordere Dich jetzt auf, Dein Recht in Anspruch zu nehmen und Dich unter meinen und des Gesetzes Schutz zu stellen.

Es ist unmöglich, daß es wahr sei, was man mir sagte: Du habest mich aufgegeben.

Es ist unmöglich, daß Deine Schwüre Meineide gewesen sind, daß Du die Schwäche bis auf diesen Punkt treibst.

Du hast kein Recht, alle die Zusicherungen zu brechen, die wir uns so fest gegeben hatten. Du hast kein Recht, das Uebermaß von Rücksicht und Delicatesse, mit welchem ich Dich Deiner Mutter zurückgab, so schrecklich undankbar, so schändlich zu entgelten.

Willst Du mich gleichwohl Deinem Vater aufopfern, gut, so fordere ich wenigstens noch eine einzige Unterredung von Dir, um mein Los aus Deinem eigenen Munde zu vernehmen.

Früher kann und werde ich Dich nicht aufgeben. Diese Unterredung — die letzte unseres Lebens — Du kannst und darfst sie nicht verweigern.

Du hast mich namenlos unglücklich gemacht, ich liebe Dich jetzt mit einer Gluth, gegen welche alles Andere und frühere bloßer Anfang war.

Ich liebe Dich bis zum Wahnsinn." ....

Die Zweifel an Helenens Standhaftigkeit, denen Ferdinand in diesem Schreiben an sie Ausdruck gab, rührten aus folgendem Vorfall her.

Ferdinand hatte abermals einen Besuch vom Grafen Kayling, dem Bräutigam, und Arndt, dem Neffen, erhalten.

Letzterer stellte sich ihm diesmal als Bevollmächtigter Helenens vor und zeigte ihm zu seiner Beglaubigung einen Zettel, auf welchem von Helenens Hand geschrieben stand: „Die Mittheilungen meines Vetters Arndt sind vollständig der Wahrheit gemäß. Das Kind."

Die Mittheilungen des Vetters Arndt aber lauteten:

„Meine Cousine Helene sagt sich vollständig von Ihnen los, sie hat ihrem Vater aufrichtige Reue über alles Vorgefallene ausgedrückt und ist bereits von Genf abgereist."

Ferdinand antwortete, daß er an diesem jähen Sinneswechsel Helenens nicht glauben könne, daß ihm vielmehr gerade dieser Zettel mit den wenigen Worten darauf die Ueberzeugung beibringe, daß derselbe unter dem Zwange väterlicher Tyrannei geschrieben worden, daß Helene nicht Herrin ihres Willens sei.

Auch hatte Ferdinand erfahren, daß Herr v. Ploeniges sich an die Genfer Behörde mit der Bitte um Schutz gewandt, daß er die Polizei ersuchte, den Unruhestifter Lassalle auszuweisen, und sich von derselben eine Bewachung in seinem Hause erbat, weil er einen Ueberfall und Raub von Seite der Freunde Ferdinands befürchte.

In Wahrheit war inzwischen der Oberst-Brigadier Wilhelm v. Rüster in Genf angekommen, und hatten

sich bald auch andere Freunde und Parteigänger, die von seinem Liebesunglück gehört, um Ferdinand geschaart, um sich ihm zu jeder Art von Maßregel gegen die Familie v. Ploeniges zur Hilfeleistung anzubieten.

Auch einem Briefe Goldhoffs hatte Ferdinand zu derselben Zeit entnommen, Helene habe ihm, Goldhoff, brieflich angezeigt, sie nähme alle ihre früheren, Ferdinand betreffenden Erklärungen zurück und widerrufe Alles freiwillig und aus Ueberzeugung; daß aber er, Goldhoff, diese ihre Briefe, als unter dem äußersten Drucke abgefaßt oder gar von der rohen Gewalt dictirt, für nicht maßgebend halten könne, und daß endlich „der alte Ploeniges, ein vollständiger Egoist, einzig und allein darum einen so unverschämten Lärm schlage, weil er besorge, durch eine Heiratsverbindung mit Ferdinand Lassalle in seiner Stellung als Gesandter compromittirt zu werden." Dagegen könnte nur sein Vorgesetzter, der baierische Minister des Auswärtigen, Herr v. Schrenk, in München helfen.

Daß dies der einzige Weg wäre, dem starren Eigenwillen des Herrn v. Ploeniges beizukommen, wurde Ferdinand auch von anderer Seite zugerufen.

Da war vor Allem Helene selbst, die es ihm früher einmal, noch in den Tagen ungestörter Liebe, zu seiner Darnachachtung anvertraut.

Jetzt sagten es ihm viele Andere, die Ferdinand wohlwollten, und den alten Gelehrten und Staatsfuchs näher zu kennen glaubten.

So beschloß denn Ferdinand nach einer kurzen

Berathung mit Rüster, nach diesem Strohhalm zu greifen: unverweilt nach München zu reisen, um jenen Vorgesetzten des Herrn v. Ploeniges, den Minister v. Schrenk, für sich zu gewinnen, ihm die schriftlichen Beweise, als da sind Helenens Briefe und notariell aufgenommene Zeugenaussagen vorzulegen, daß er, Ferdinand, sich dem Vater Helenens gegenüber im vollständigen Rechte, und Helene selbst sich unter dem Zwange der unerlaubtesten väterlichen Tyrannei befinde; endlich auf Grundlage dieser Umstände den Minister um ein Für- und Machtwort zu bitten, das Herrn v. Ploeniges den Verlust seines Postens befürchten machen sollte, wenn er fortfahren würde, durch ein so offenbares Unrecht und ungeziemendes Aufsehen seine Stellung zu compromittiren. Die Liebe und sein Unglück, hoffte Ferdinand, würden seinen Lippen die Kraft der Ueberredung, der Unwiderstehlichkeit verleihen.

Was ihn in dem gewagten Entschlusse zu dieser sonderbaren Reise noch mehr bestärkte, war der Umstand, daß die ganze Familie v. Ploeniges, Vater, Mutter, Töchter, Bräutigam, Neffe, von Genf heimlich abgereist waren.

Helene war voraus weggeschickt worden, wohin, wußte sie kaum selbst.

Sie schrieb darüber an Frau Arson nach Wabern:

„Meine Gute, Vielgeliebte, ich reise in wenigen Stunden von hier ab, oder vielmehr, ich werde abgereist, ach, ich habe keine Macht und keinen Willen mehr.

Wir gehen nach Evian, dann nach Baix oder Bex; ich weiß nicht, wie man's schreibt.

O, wie sehr leide ich! ich weiß nichts von meinem geliebten Aar; weiß nicht einmal, wo er ist; o, es ist zum Tollwerden.

Ich weiß nicht, was man mit mir vorhat; seit Donnerstag früh bin ich eingesperrt und bin über alle Maßen elend.

Ich kann Ihnen kaum sagen, was hier vorgegangen ist, es waren schreckliche Auftritte; Vater, Mutter, Schwester, Verwandte, weinend auf den Knieen.

Möge Gott Sie Alle, die Sie so freundlich gegen uns waren, davor behüten, auch nur zu begreifen, was ich für Leiden habe durchmachen müssen!"

In dieses Schreiben Helenens an Frau Arson bekam Ferdinand erst später Einsicht; jetzt wußte er über die Richtung ihrer Abreise nicht einmal so viel, als aus diesem Schreiben zu ersehen.

Darum schickte er zwei seiner Anhänger, Humbert und Lombard, aus, um Helenens Spur ausfindig zu machen, ihren Aufenthalt zu erkundschaften. Beide mußten zuerst nach Basel, dann das ganze Seeufer entlang, endlich auch auf die französische Seite, um sie zu suchen.

Auch ein Freund und Parteigenosse, Philipp Becker, übernahm es aus eigenem Willen, die Spur der Verlorenen zu ermitteln.

Dies besorgt, reiste Ferdinand nach München ab. Doch hatte er zuvor v. Rüster eine Vollmacht

ausgestellt, daß dieser in der Angelegenheit zwischen ihm und Helenen zu jeder Art von Handlung und Uebereinkunft berechtigt sei, und ihm überdies einen Zettel an Helenen folgenden Inhalts zurückgelassen:

„Oberst Rüster ist mein Freund, der mich ganz vertritt und dessen Anweisungen Du nachzukommen hast, wie meinen eigenen." ....

Auf seiner Reise nach München traf Ferdinand in Karlsruhe mit der Gräfin Sophie zusammen, die sich eben auf der Reise nach Genf befand.

Es war ein unerhofftes, ungeahntes Wiedersehen.

Sein bleiches, wehmüthiges Gesicht rührte sie zu Thränen. Aus seinen mündlichen Darstellungen von seinem „grenzenlosen Elend", wie er es nannte, gewann sie eine traurige Ahnung, daß jede Hoffnung Ferdinands in dieser Angelegenheit seines schwer heimgesuchten Herzens eine eitle und verlorene sei, und sie versuchte es nur noch, ob sie es nicht vermöchte, ihn zu einem vollständigen Entsagen und Aufgeben Helenens zu bewegen.

„Mein gutes, liebes Kind," sagte sie bewegt, „ich fürchte, daß ein frevelliches Spiel mit Ihnen getrieben wird.

Gewiß, ich werde in Genf oder Bern oder Basel oder wo immer ich Helene und ihre Anverwandten treffen sollte, für Sie thun, was in meiner Macht und Dankverpflichtung und hingebungsvollen Freundschaft für Sie steht, werde mit dem Mädchen, mit der Mutter, mit dem Vater reden und auf sie einstürmen mit

aller Rührung meines Herzens — ach, ich bin ja halb todt, Sie so leiden zu sehen. Aber liebes, gutes Kind, bedenken Sie sich doch noch ein Mal recht ernstlich und ruhig, lohnt der Preis die unendliche Mühe und Qual? Wäre es nicht besser, wäre es nicht noch an der Zeit, zurückzutreten, den Stolzen den Rücken zu kehren, das Unerreichbare und doch nicht Allzuersehnliche fahren zu lassen?"

„Ist das Ihre Güte, Gräfin," rief er, „können Sie mir rathen, mich in einen langsamen, qualvollen Tod zu begeben?"

„Nun," antwortete sie, „gehen Sie mit Gott nach München, ich gehe nach Genf, es wird, es muß noch Alles gut werden."

In München angekommen, that er seine Schritte. Nachdem er sich mit einem Advocaten, einem Dr. Hänle, in's Einvernehmen gesetzt und von ihm erfahren, daß er auch nach baierischem Gesetze in seinem Rechte sei, stellte er sich dem Minister vor und wurde von diesem mit großer Auszeichnung empfangen.

Nach einer fast zweistündigen Unterredung — während welcher auch viel über hohe Politik, über die Revolution, über die Organisationspläne der von Ferdinand geleiteten Arbeiterbewegung, aber doch mehr über die persönlichen Angelegenheiten Ferdinands gesprochen und verhandelt wurde — erklärte ihm der Minister, daß er ihn, Ferdinand, dem Herrn v. Ploeniges gegenüber, im vollsten Rechte finde.

„Ich würde Ihnen unter solchen Umständen,"

sagte er, „meine Tochter nicht verweigern, obgleich ich begreife, daß es nicht angenehm wäre, einen Schwiegersohn von so überwiegend politischer Bedeutung zu haben. Aber wie dem immer sei, ich sehe nicht recht ein, wie Ihnen Herr v. Ploeniges nach all' dem Vorgefallenen seine Tochter vorenthalten kann. Nur weiß ich noch nicht, was ich in dieser Sache thun kann oder soll. Ein gütlicher Brief würde nichts nützen; befehlen kann ich nicht. Wollten Sie sich wohl morgen mit Dr. Hänle noch einmal zu mir bemühen, inzwischen über die Sache nachdenken und wir wollen dann gemeinschaftlich feststellen, was sich durch mich für Sie thun läßt. Ich habe den besten Willen."

Am folgenden Tage befand sich Ferdinand und sein Anwalt denn auch wieder beim Minister ein und es gab wieder eine stundenlange Conferenz.

Mit ungeheucheltem Staunen erklärte Freiherr von Schrenk, des Herrn v. Ploeniges Widerstreben gar nicht zu begreifen und es wurde Folgendes vereinbart: Herr v. Schrenk gab dem Advocaten ein „officiöses Commissariat" zu deutsch: einen halbamtlichen Auftrag, mit Ferdinand nach Genf zu gehen und die Sache mit Herrn v. Ploeniges gütlich beizulegen.

Er gab ihm dasselbe in Form eines Schreibens an Letzteren, worin er diesem erklärt: er, der Minister, habe Dr. Hänle ersucht, sich nach Genf zu begeben, um die Sache gütlich mit ihm zu ordnen, was ihm, dem Minister, in mehr als einer Hinsicht wünschenswerth sei. Für den Fall, daß die gütliche Beilegung nicht zu

Stande käme, sei Dr. Hänle ermächtigt, Ferdinand und Helene vor einem Notar einander gegenüber zu stellen, damit Ferdinand ihr mündlich seine Mittheilungen machen und sie ihm frei ihren Willen erklären könne, ob sie ihn ehelichen wolle oder nicht, damit im Falle des Nein hierdurch mindestens jeder Schein von Gewalt beseitigt sei, der unpassend sei für einen Gesandten, und damit Ferdinand über die Freiheit des Willens auf Seite Helenens, daß sie nicht das Opfer brutaler Gewalt sei, beruhigt sein könnte.

Neue Hoffnung, neue Freudeseligkeit, neue Zuversicht füllte das Herz des Liebestrunkenen, als er sich im Besitze dieses Briefes sah.

Nun hatte er auch den Weg zum Herzen des Vaters gefunden, nun konnte ihm keine Gewalt der Erde seine Helene entreißen!

Wieder lebensfroh, wieder muthbeseelt, machte er sich daran, mit seinem halbamtlichen Begleiter die Rückreise nach Genf anzutreten, um dort die süße Frucht seines Triumphes zu pflücken, um dort sein schönes Glück endlich mit starkem Arm zu umfangen.

Da kamen Briefe und Telegramme von der Gräfin, von Rüster, die ihn zu bestimmen suchten, daß er seine Abreise von München noch aufschiebe, Briefe, die ihm rückhaltsvoll mittheilten, daß die Sachen jetzt für seine Rückkunft nicht zum Besten ständen, daß die Familie Ploeniges, auch Helene, nach Genf zurückgekehrt sei, und daß die Angelegenheit eine für ihn augenblicklich ungünstige Wendung genommen, er möge in München

weitere Weisungen abwarten, augenblicklich ja nicht kommen.

Diese Halbheit der Mittheilungen, diese Dunkelheit der Weisungen, die ihm wie der Donner einer finsteren Gewitterwolke in die Seele fuhr, warfen seinen neubelebten Muth wieder zu Boden. Er war wieder der „blasse, wehmüthige Mann!"

Wir aber wollen wieder rasch zurückblicken, um zu erfahren, was die Verbündeten Ferdinands zu diesem Verbot der Rückkehr veranlaßt haben mochte, was inzwischen in der Familie Ploeniges, was in Genf und anderwärts vorgegangen.

Als die Familie von Genf abreiste, begab sie sich insgesammt nach einem entlegenen Dorfe der Schweiz, um dort, von den Freunden und Werkzeugen Ferdinands unbelauscht, ihre Schritte zu thun.

Zuvörderst wurden Graf Kaylingk und Arndt nach Berlin geschickt, um Janko v. Malowitz, der daselbst studierte, in den Schooß der Familie zurückzuberufen, um das ihm von Helenen gekündigte Verhältniß wieder herzustellen.

Janko, der Helenen noch mit der vollen Gluth seiner jungen Seele liebte, ließ sich von den beiden Boten gern versöhnen.

Mehr aber noch bestimmte ihn zur Rückkehr der Haß und Rachegeist, womit ihm einige hervorragende politische Gegner Ferdinands wider diesen zu erfüllen suchten, als sie das laute Gebraus des Liebeshandels vernahmen.

Sie vereinten sich mit dem Grafen Kaylingk und Dr. Arndt, um den jungen Bojaren für ihre Pläne zu bearbeiten.

Sie raunten diesem einige Märchen aus dem Leben des Agitators in's Ohr, die Janko und Helenen gleichmäßig mit Haß und Abscheu wider denselben erfüllen sollten.

Denn, dachten sie sich, was nicht die Staatsanwälte, die Staatsgefängnisse, was nicht alle Verfolgungen und selbst der Straßenscandal nicht über ihn vermochte, ihn zu beugen und unschädlich zu machen, das wird dieser Liebeshandel uns verrichten, wenn der stolzberechtigte, kraftbewußte Mann einem bartlosen Knaben gegenüber erliegt. Er wird in selbstvernichtender Leidenschaft aufbrausen. Es wird ihm den Geist und den Muth tödten für immer.

Es wird ihm den Hals oder das Herz brechen, und in beiden Fällen sind wir ihn los. . . . .

Janko wurde im Schooße der Familie Ploeniges mit offenen Armen aufgenommen.

Auch Helene sank ihm an's Herz.

Er verzieh.

Man feierte die Verlobung. Alles war guter Dinge, man gratulirte sich, Ferdinand losgeworden zu sein, wappnete sich gegen sein neues Anstürmen mit einem Heer von Rathschlägen und Vorsätzen, und kehrte triumphirend nach Genf zurück.

Hier hatten die Gräfin und Rüster kaum die Rückkehr der Familie vernommen, als Beide alle Hebel in

Bewegung setzten, um sich Helenens zu vergewissern. Oberst Rüster ließ sich durch den exilirten ungarischen Revolutionär Kl...., der auch zu den Freunden und Parteigängern Ferdinand's zählte, mit dem Grafen Kayling bekannt machen und suchte durch diesen in der Familie eingeführt zu werden, was ihm auch gelang.

Die Gräfin wandte sich dagegen mit einem Briefe an Helenen, in welchem sie dieselbe um eine Unterredung bat, um die Angelegenheit Ferdinands mit ihr in der allerrücksichtsvollsten Form zu besprechen.

Beide machten traurige Erfahrungen.

Rüster fand eine starre, erkaltete, arg verwandelte Helene.

„Lieber, armer Kerl," schrieb er an Ferdinand, „Deine Actien stehen schändlich schlecht."

Die Einladung der Gräfin aber wurde nicht angenommen.

Beide, Rüster und die Gräfin, erhielten auf ihr weiteres Dringen die vollste Gewähr, daß es aus sei zwischen Ferdinand und Helenen für immer.

Helene gab Rüster ein Schreiben an Ferdinand mit, in dem sie diesem in trockener, kalt förmlicher Weise anzeigte, daß sie sich von ganzem Herzen und in tiefster Reue mit ihrem verlobten Bräutigam-Janko v. Malowitz wieder ausgesöhnt und dessen Liebe und Verzeihung wieder gewonnen habe, und daß sie nun ihm, „Seiner Wohlgeboren Herrn Lassalle," wie der Brief überschrieben war, freiwillig und aus voller Ueberzeugung erkläre, es könne von einer Verbindung zwischen ihm

und ihr nie die Rede sein, da sie sich von ihm lossage und fest entschlossen sei, ihrem verlobten Bräutigam ewige Treue und Liebe zu widmen.

Der Gräfin aber antwortete sie, daß Oberst Rüster ihre schriftliche Willenserklärung für Ferdinand, die sie freiwillig und ohne jeglichen Zwang geschrieben, bereits in Händen habe, und daß sie die ganze Angelegenheit als beendet betrachte.

„Er ist verloren," sagte Gräfin Sofie zu Rüster, die Hände verzweiflungsvoll ringend, — „es tödtet ihn, wenn er das erfährt, er stirbt, er rast sich todt.

Oder er kommt wie der entfesselte Orkan hergeflogen und richtet hier in seinem furchtbaren, nicht zu bändigenden Zorn, den Sie ja kennen, ein namenloses Unheil an, das zunächst ihn treffen wird, ihn für immer elend machen kann.

Schreiben Sie ihm, daß er jetzt nicht komme, halten Sie ihn in München zurück, ich will es auch. Wir gewinnen so Zeit und können ihn vielleicht noch retten."

So erhielt denn Ferdinand in München jene Briefe und Depeschen, aus denen „nicht klug, sondern nur toll zu werden ist," wie er tobte.

Er ahnte das Schlimmste und konnte doch nicht die Hoffnung aufgeben, daß Alles noch werde gut werden.

„Wenn Dr. Hänle seine Sendung glücklich vollzieht, wie kaum anders möglich," sagte er sich, „dann muß Helene mit mir vor den Notar gestellt werden,

um ihre Lossagung von mir zu erklären. Wenn sie aber sagt: ich will ihn heiraten, dann verlassen wir Arm in Arm das Haus des Notars, und keine Macht der Erde vermag uns daran zu hindern, wir reisen nach Italien, und in drei Tagen ist sie mein Weib."

„Wenn sie," schrieb Ferdinand in einem Briefe an die Gräfin, „umgekehrt vor dem Notar „Nein" sagt, so ist die grenzenloseste Bloßstellung die Folge dieses mit solcher Mühe errungenen „officiösen Commissariats," so ist jede weitere Hilfe für mich vernichtet, kurz, so hat mir die Undankbare und Treulose selbst den Dolch in die treue Brust gerannt. Ich falle dann mit ihrem und durch ihren Willen, ein furchtbares Denkmal davon, daß ein Mann sich nie an ein Weib ketten soll. Ich falle dann durch den entsetzlichsten Verrath, den schnödesten Abfall, welchen die allsehende Sonne je geschaut hat."

In einem Schreiben an Rüster aber rief er schmerzlich aus: „O armer, armer Freund! Welche traurige Depeschen mußt Du mir erlassen! Ist solcher Verrath je dagewesen?

Habe gerade ich das verdient, das treueste Herz dieser Erde? Ich Unglücklicher! Habe ich es verdient, auf eine so Unwürdige zu treffen!"

Und für Helene sandte er durch Rüster eine letzte Mahnung.

„Helene! Ich schreibe Dir, den Tod im Herzen. Du, Du verräthst mich? Es ist unmöglich! Noch, noch

kann ich an so viel Treulosigkeit, an so furchtbaren Verrath nicht glauben! Man hat Deinen Willen vielleicht momentan gebeugt, gebrochen, Dich Dir selbst entfremdet, aber es ist nicht denkbar, daß dies Dein wahrer, Dein bleibender Wille sei.

Du kannst nicht jede Scham, jede Liebe, jede Treue, jede Wahrheit von Dir geworfen haben bis zu diesem äußersten Grade!

Du würdest in Verruf gebracht und entehrt haben Alles, was Menschenantlitz trägt, Lüge wäre jedes bessere Gefühl, und wenn Du gelogen hast, wenn Du fähig bist, diesen letzten Grad von Verworfenheit zu erreichen, so heilige Eide zu brechen und das treueste Herz zu zerstören — unter der Sonne gäbe es nichts mehr, woran irgend ein Mensch noch glauben dürfte!

Du hast mich mit dem Willen erfüllt, nach Deinem Besitz zu ringen; die heiligsten Eide brieflich und mündlich geschworen. Du hast mir noch in Deinem letzten Schreiben erklärt, daß Du nichts, nichts bist, als mein liebendes Weib, und keine Gewalt der Erde Dich abhalten soll, diesen Entschluß auszuführen.

Und nachdem Du dieses treue Herz, das, wenn es sich einmal ergiebt, sich für immer ergeben hat, gewaltsam an Dich gezogen, schleuderst Du mich, nachdem der Kampf begonnen, nach vierzehn Tagen hohnlachend in den Abgrund, verräthst und zerstörst mich?

Ja, es wäre Dir gelungen, was nie einem Schicksal gelang. Du hättest den härtesten Mann, der allen äußeren Stürmen, ohne zu zucken, widerstand, zertrümmert!

Diesen Verrath könnte ich nicht überwinden. Ich wäre von Innen heraus getödtet. Es ist nicht möglich, daß Du so ehrlos, so schandlos, so pflichtlos, so ganz und gar schändlich und unwürdig bist. Du würdest meinen furchtbarsten Haß und die Verachtung einer Welt verdienen.

Helene! Es ist nicht Dein Entschluß, den Du Rüster mitgetheilt hast. Durch Mißbrauch guter Gefühle hat man ihn in Dir hervorgerufen. Du würdest ihn — o höre mein Wort! — wenn Du jetzt an ihm festhieltest, beweinen Dein Lebelang!

Helene, treu meinem Wort, „ich nehme alles Weitere auf mich," sitze ich hier und thue alle Schritte, den Widerstand Deines Vaters zu brechen. Bereits habe ich treffliche Mittel in der Hand, die gewiß nicht wirkungslos bleiben.

Und führten sie nicht zum Ziel, noch besitze ich tausend und tausend Mittel und will alle Hindernisse zu Staub zerreiben, wenn Du treu bleibst; denn weder meine Kraft, noch meine Liebe zu Dir hat Grenzen. Die Schlacht ja hat kaum begonnen, Du Kleinmüthige!

Helene! Mein Schicksal steht in Deiner Hand. Aber wenn Du mich zerbrichst durch diesen bübischen Verrath, den ich nicht überwinde, so möge mein Loos auf Dich zurückfallen und mein Fluch Dich bis zum Grabe verfolgen. Es ist der Fluch des treuesten, von Dir tückisch zerbrochenen Herzens, mit dem Du das schändlichste Spiel getrieben. Er trifft sicher!

Und wie es auch immer kommen mag, noch ein-

mal will und muß ich Dich sprechen, persönlich und allein. Ich will und muß das Todesurtheil aus Deinem eigenen Munde hören. Nur so werde ich glauben, was sonst unmöglich scheint. Mein Loos über Dich, Helene!"

Diesem Schreiben folgte Ferdinand selbst in einigen Tagen nach Genf, wie das Verhängniß dem Schatten folgt, den es voraus wirft.

In seiner Begleitung war Doctor Hänle mit dem Schreiben des Ministers an den Vater Helenens.

In Genf erst enthüllte sich Ferdinanden die volle entsetzliche Wahrheit.

Hier erst erfuhr er, was ihm die Gräfin, was ihm Rüster schonend vorenthalten: daß ihm Helene selbstwillig die Treue gebrochen; daß sie mit Janko, dem jungen Bojaren, versöhnt und verlobt sei, daß Rüster mit ihr, mit Janko, mit Vater, Mutter und allen Anverwandten unterhandelt und nirgends mehr eine Hoffnung für ihn gefunden habe; daß es endlich der Gräfin, die Leid, Gram, Entrüstung, Zorn über das namenlose Unrecht, das sie ihrem Wohlthäter und liebsten Manne auf Erden zufügen sah, schier verzehren, daß es der Gräfin trotz aller ihrer Mühe und Selbsterniedrigung nicht gelungen, sich Zutritt in die Familie, in der sie für ihn wirken wollte, zu verschaffen.

Ferdinand schüttelte doch noch immer ungläubig das Haupt.

Noch immer sagte ihm ein leises Hoffen, es ist nicht so, sie verleumden mir das „Kind."

Das ist der rothe Schein, den die Tyrannei, der väterliche Zwang auf sie wirft!

Er schickte das Schreiben des Ministers an Herrn v. Ploeniges und begleitete es mit einem eigenen Schreiben, worin er neuerlich um die Gewährung einer persönlichen Unterredung in dessen Hause bat.

Diese wurde ihm gestattet. Der Brief des Ministers that seine Schuldigkeit.

Allein die Unterredung mit dem Vater, so beredt auch Ferdinand für seine Sache eintrat, führte zu keinem Ziele.

Das Gemüth der Beiden war zu erregt, als daß sie nicht hätten aufeinander platzen müssen.

„Können Sie behaupten," fragte Ferdinand nach langem Streite, „daß Helene aus eigenem Willen und ohne den bestimmten Einfluß Ihres Verbotes das Heiratsversprechen das zwischen uns ausgetauscht worden, zurückziehe?"

„Das kann ich nicht behaupten," gab der Vater zu.

„Nun, dann muß ich darauf bestehen, daß Janko v. Malowitz Ihr Haus verlasse, und Sie bitten, daß mir der freie Zutritt in Ihrem Hause gewährt werde, bis ich und Helene uns verständigt haben. Nur so kann mir bewiesen werden, daß Helene von mir zurückgetreten sei."

„Darauf werde ich niemals eingehen," erwiderte Herr v. Ploeniges, und die Unterredung hatte ein Ende.

Herr v. Ploeniges zeigte sich dem ministeriellen Vermittler gegenüber in seinem diplomatischen Glanze.

Er stellte sich willfährig und blieb halsstarrig.

Alles, was er gewähren wollte, war, daß Helene in seiner und Ferdinands Gegenwart diesem vor einem Notar ihre freiwillige Lossagung erkläre; aber auch das nur, wenn Helene sich dazu verstehen würde.

Allein Helene verstand sich dazu nicht.

„Sie will Herrn Lassalle nicht mehr sehen," sagte der Vater zu dem baierischen Anwalt, „ich kann das Mädchen dazu nicht zwingen, sie hat ihren freien Willen, Sie begreifen das."

So wurde denn vereinbart, daß Helene diese ihre Abneigung, Ferdinand wiederzusehen, vor Dr. Hänle und Rüster persönlich erkläre, um dadurch Ferdinand die Gewähr zu geben, daß sie nicht unter dem Zwange der väterlichen Gewalt handle.

Diese entscheidende Stunde der letzten Prüfung rückte heran.

Herr v. Ploeniges, Dr. Hänle und Rüster waren versammelt. Helene trat ein.

Sie erschien frei, unbefangen, heiter. Im Auge, auf den Lippen kalten Hohn, in ihrem Antlitz, in ihrer Rede keine Spur eines bestandenen oder noch fortdauernden Seelenkampfes.

Oberst Rüster und Dr. Hänle, Beide fühlten sich von einem leisen Schauer durchrieselt, als sie diesen trotzigen Gleichmuth der heißgeliebten Schönheit vor sich stehen sahen, Beide begriffen, daß Ferdinand verloren sei.

Rüster bat sie im Namen seines Freundes Ferdinand um eine höchstens zweistündige Unterredung mit

ihr, allein oder unter einer Begleitung, die etwa aus Schicklichkeit verlangt werden, die aber die Freiheit der Besprechung nicht beeinträchtigen sollte.

„Wozu das?“ antwortete sie, „ich weiß, was er will, ich habe die Sache satt.“

„Ist das Ihre Liebe?“ rief Rüster, sich entfärbend, „sind das Ihre Schwüre?“

„Schwüre?“ sagte sie lächelnd, „o, ich schwöre ja nicht!“

„Das ist die Sprache Ihres Herzens nicht, das kann Ihr Ernst unmöglich sein, mein Fräulein!“ ereiferte sich der Freund, „unmöglich, sage ich! Tausend Kundgebungen Ihrer Liebe zu Herrn Lassalle strafen Sie Lüge, ich erinnere Sie nur an jenen Mittwoch, an welchem Sie dem Hause ihrer Eltern entflohen, und in den Armen Ferdinands Zuflucht suchten, eine Zuflucht, die nimmer enden sollte.“

„Ja, das ist wahr,“ warf sie leicht hin, und keine Röthe färbte ihre Wange, „aber das geschah im ersten Moment.“

„Es ist unmöglich, unmöglich,“ rief Rüster, „gestehen Sie vielmehr, Sie scheuen eine Besprechung mit Lassalle, weil Sie eine Rückkehr in Ihre frühere Stimmung fürchten.“

„Nein, gewiß nicht,“ sagte sie frostig, „aber ich finde eine Besprechung ganz nutzlos.“

Dr. Hänle mischte sich jetzt in's Gespräch.

„Die Besprechung, mein gnädiges Fräulein, muß ja nicht gerade volle zwei Stunden dauern. Wenn Sie

Herrn Lassalle in dieser Weise begegnen, so wird es ihm ja selbst ein Herzens- und Ehrengebot sein, die Unterredung so rasch als möglich abzubrechen."

„O," erwiderte sie lächelnd, „Herr Lassalle spricht gern und viel, es würden wohl kaum die zwei Stunden reichen."

„Sie müssen zugeben," sprach Rüster wieder, „daß Sie wider Ferdinand ein großes Unrecht begangen haben und daß Sie ihm eine versöhnende Genugthuung schulden."

„Seiner Eitelkeit?" fragte sie rasch.

„Nein, ich spreche nicht von seinem Mannesbewußtsein," erwiderte Rüster und wendete sich ab.

Dr. Hänle nahm aber die Rede des Andern wieder auf.

„Geben Sie es zu, mein gnädiges Fräulein, daß Sie an Herrn Lassalle ein Unrecht begangen haben?"

„Allerdings."

„Dann sind Sie ihm auch irgend eine Genugthuung schuldig. Dazu räth auch die Klugheit, die Zweckmäßigkeit, schon weil Sie dadurch vielleicht die unangenehmen Folgen mindern könnten, welche Sie und Ihre Familie bedrohen, wenn die voraussichtlich leidenschaftliche Verfolgung der Sache durch Herrn Lassalle das Bekanntwerden dieser Vorgänge im Gefolge hätte."

„Das ist wahr, ich will mir die Sache überlegen und meinen Entschluß Ihnen, Herr Doctor, mittheilen."

Damit knixte sie und entfernte sich, unbefangen, frei und heiter, wie sie gekommen war.

Als Ferdinanden der Inhalt dieser Verhandlung mit schonendem Rückhalt, mit halber Verschwiegenheit mitgetheilt wurde, da brach der lang zurückgehaltene Sturm in seinem Innern los mit zügellosem Rasen.

Er rannte im Zimmer auf und nieder, als wollte er vor sich selber entfliehen, seine bleichen Lippen bebten, sein Auge vergrößerte sich und lohte in grellem Feuer, er raufte sich das Haar, er schlug sich gegen die Stirn, er wühlte in seiner Brust, als wollte er sich von dem Giftpfeil, der ihm im Herzen stak, gewaltsam befreien.

„Ich, ich," stieß er mit tonloser Stimme aus, „ich sollte ein so freventliches Spiel mit meiner Ehre erdulden und keine Strafe dafür ersinnen können?!

Mich sollte man mit solcher Lächerlichkeit, mit solchem Hohn und Spott bedecken dürfen! Ich sollte von einer Dirne hintergegangen sein und mich von ihr verspotten lassen hinterdrein?!

O Freunde, Freunde, tausend Tode wühlen mir in der Brust, und nur die blutigste Genugthuung kann mich heilen!"

Er stürzte aus dem Zimmer.

Es hielt ihn Keiner zurück, es folgte ihm Keiner.

Die Rührung über den großen Schmerz eines starkbegabten Mannes lähmte den Zurückgebliebenen die Schritte, ein dumpfes Schweigen verschloß ihre Lippen, die Schatten eines furchtbaren Schicksals umnachteten ihre Sinne.

Die Gräfin saß und weinte still vor sich hin.

Dies eine Mal war ihr Gelegenheit geboten, dem Manne, dem sie Alles zu danken hatte, ein Theilestheilchen zu vergelten, und sie vermochte es nicht.

„Ist das nicht," sagte Rüster endlich, sich aufrüttelnd zu Hänle, „ist das nicht das zehn Mal schrecklichere Widerspiel vom Samson, dem Helden des Alterthums? Die Philister haben eine Delila über ihn geschickt, und nun ist er ein ohnmächtiger Mann!"

Neuntes Capitel.

Tausend Tode im Herzen.

Ferdinand ging durch die Straßen Genfs, ohne Ziel, betäubt, seine Gedanken wirbelten wie im Wahnsinn.

„Ich kann nicht leben mehr!" sagte er sich.

„Denn wenn ich weiter lebte, ich würde zum Schrecken und Fluche werden der ganzen Menschheit! Ich habe tausendfache Liebe in mir getragen, und nun ist sie tausendmal in mir gestorben. Gestorben? Sie windet und bäumt sich noch und zischt und züngelt und zerreißt mein Herz und Hirn! Schlange! Schlange! Pfui, pfui, über mich, daß das mein Ende ist!"

Oft hielt er in seinem Gange an und machte eine Bewegung mit der Hand, als hielte er einen Dolch in derselben und müßte Jedermann, der ihm begegnete, niederstoßen. Als er aber die Menschen scheu bei Seite weichen sah, kam er wieder zur Besinnung und setzte seinen Weg in neuer Gedankenqual fort.

Jetzt war er von ungefähr vor dem Hause angekommen, in welchem Amberny, der Advocat und Notar, wohnte, derselbe, der ihm den Proceß wider den Vater

Helenens führen sollte, als diese noch zu ihm hielt und jener sie ihm verweigerte.

Er blieb vor dem Hause stehen und blickte lange hinauf.

„Was wollte ich doch da oben?" fragte er sich und brütete.

„O ja doch, jetzt weiß ich's, ich wollte zu Doctor Amberny, dem Notar, um mein Testament zu machen."

Und er hastete die Treppen hinauf.

Erst nach einer Stunde kam er wieder. Kein Wunder, er hatte über ein erkleckliches Vermögen zu verfügen, und Deren, die ihm sonst nahe waren im Leben, waren so viele.

Und nicht nur, was er an Geld und irdischem Gut zu hinterlassen hatte, bereitete ihm Verlegenheiten, schwieriger noch trat die Frage an ihn heran, wem er sein geistig Werk und Streben hinterlassen sollte. Er kam auch darüber hinweg, leichter vielleicht in dem Halbbewußtsein seiner gegenwärtigen Sinnesaufregung, als er in dem Vollbewußtsein eines gesunden Gemüthszustandes gekonnt hätte.

Er kam viel ruhiger, viel gefaßter vom Notar zurück. Er ging jetzt gestärkt durch einen bestimmten Entschluß einem sichern Ziele zu.

„Wenn die alten Römerhelden eine Schlacht verloren," murmelte er, „dann stürzten sie sich in ihr Schwert. Auch ich habe eine Schlacht verloren, alle meine Legionen sind aufgerieben. Es ist eine Niederlage, wie noch keine gewesen."

Er eilte in seine Wohnung und sperrte sich ein.

Dort ordnete er seine Papiere und schrieb an seine Mutter, an die Gräfin, an Magnus und Angelika, dann zuletzt auf einem Papierstreifen folgende Worte:

„Aus gewissen Veranlassungen habe ich meinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht."

Und er griff nach der tödtlichen Waffe, die er sich bereit gelegt hatte. Er spannte den Hahn.

Da fuhr es ihm wie ein greller Blitz durch die Sinne:

„Und sie sollten sich ungestraft des Bubenstückes freuen? Sie sollten in ihrem Glückgenießen mich bemitleiden oder dieses alltäglichen Ausweges einer ohnmächtigen Verzweiflung lachen dürfen? Können sie eine günstigere Wendung ersehnen, als meinen Tod? Und diesen sollte ich ihnen selbst entgegentragen? Ohne Genugthuung erlangt, ohne Rache genommen zu haben? So läßt sich ein Wurm zertreten, nicht ein Mann, vor dem Könige zitterten!"

Und er schleuderte die Waffe von sich.

„Zuerst Jene, die mich so namenlos, so unerhört zu beleidigen gewagt, dann erst ich," rief er, mit den Zähnen knirschend, und alle seine Wuth war wieder zurückgekehrt.

Er ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder, bis der Sturm seines Unmuthes sich legte.

Dann setzte er sich wieder an das Pult und schrieb folgende Herausforderung an Herrn v. Ploeniges, den Vater:

„Nachdem ich durch den Bericht des Oberst Rüster und des Dr. Hänle vernommen habe, daß Ihre Tochter Helene eine verworfene Dirne ist, und es folgeweise nicht länger meine Absicht sein kann, mich durch eine Heirat mit ihr zu entehren, habe ich keinen Grund mehr, die Forderung der Satisfaction für die verschiedenen, mir von Ihnen widerfahrenen Beleidigungen länger zu verschieben, und fordere Sie daher auf, mit den Beiden, die Ihnen diese Erklärung überbringen, die erforderlichen Verabredungen zu treffen."

Eine Abschrift dieses Briefes schickte er auch an den Bräutigam Helenens, an Janko v. Malowitz.

Im Lichtwerden der folgenden Nacht, die dem kopf- und herzkranken Dulder eine qualvolle Ewigkeit dünkte, stellten sich denn auch Graf Kaylingk und Arndt, der Neffe, bei Ferdinand ein, um ihn im Namen Jankos, des Bräutigams, zu fordern.

Ferdinand nahm die Forderung an. Vergebens war der Freunde Abmahnen.

Die Secundanten, auf der Seite Ferdinands v. Rüster und ein Graf B...., auf der Seite Janko's Graf Kaylingk und Dr. Arndt, bestimmten glatte Pistolen als Waffenart, den folgenden Morgen als Zeit und das Gehölz von Carrouge nächst Genf als Schauplatz.

Der Gräfin theilte weder Ferdinand etwas über das Duell mit, noch durfte ihr von den Freunden etwas darüber mitgetheilt werden.

Dennoch merkte sie, daß Ferdinand sich mit Todes- und Rachegedanken trage.

Sein Wesen war verstört, sein Gesicht bleicher denn je, seine Rede verworren, zusammenhanglos, in seinem Auge lohte ein unheimlicher Zornbrand.

Sie suchte ihn mit Worten, mit Schmeicheleien zu besänftigen, mit tausenderlei auf andere Wege zu bringen.

Sie zeigte ihm eine Zukunft von noch nicht erreichter historischer Größe, in welcher er als der Urheber und Träger Alle überschattend stand; sie schilderte ihm mit überzeugenden Gründen die Nothwendigkeit und Glückseligkeit eines Arbeiterstaates, zu dem er die befruchtenden Keime gelegt; Bilder, die ihn sonst zu dem Kühnsten begeisterten und mit einem Lebensmuth für Tausende erfüllen konnten, jetzt aber wirkungslos an ihm vorbei zogen.

Er sah, er hörte nicht, er hatte für nichts Sinn und Gefühl, als für den maßlosen Schmerz, der ihm im Herzen wühlte und gährte.

Er raubte ihm den Schlaf und jeden bewußten Genuß des Wachens.

Wenn die Gräfin mit Ferdinand sprach, war sie ruhig, heiter, voll Fassung; wenn er aber von ihr ging in seinem großen unheilbaren Leide, der Mann des unentrinnbaren Todes, dann strömten ihre Thränen ungedämmt, sie bejammerte sein Schicksal, sie bejammerte ihr Dasein und ihre Ohnmacht, daß sie nichts, nichts vermochte, den besten Mann der Welt zu retten, ihn zu retten, der uneigennützig für sie seine Jugend geopfert und Alles, das Unerhörteste, für sie gewagt.

Ferdinand fühlte, daß der Schmerz und das Schmach-

bewußtsein des erlittenen Unrechtes ihn hinrichten könnten, ehe er Rache genommen.

„Das darf nicht sein!“ rief er aus seiner tobenden Seele.

Und um sich die schwankenden Kräfte zu stärken, eilte er in's Freie hinaus.

Eine Fahrt auf dem See, hoffte er, werde ihn wieder beleben. Er miethete am Ufer ein Boot, einen Seelentränker, und schiffte allein hinaus, weit hinaus in des Sees Mitte.

Dort hielt er an. Er stand im Boote aufrecht und blickte weit um. Welch' ein herrliches Schauspiel, welch' eine schöne Welt, in der sich so Häßliches, so Niedriges erleben läßt!

Da lag die blaue Fluth wie ein Himmel auf Erden gebreitet und ringsum ein waldiger, felsiger Saum, wie keines Poeten, keines Malers Phantasie ihn erdenken kann, hundertzackige Bergesriesen, die ihre hochragenden, sonnennahen Gipfel im kühlenden Spiegel der blauen Tiefe baden.

Ferdinand stand aufrecht und ersah nun auch seine Gestalt in dem spiegelnden See.

Verkehrt wie Alles, das Haupt zurückgeworfen nach des Sees Grund, die Füße sein Boot berührend, als fiele er selbst von sich ab.

An diesem Bilde entzündete sich in Ferdinand die Rückerinnerung an sein ganzes Leben.

Sollte ihm dieser verkehrte Mann im See nicht seine Jugend von der Kinderzeit an im Spiegelbilde

vorhalten, wogegen er selbst die Fortsetzung sein sollte, wie er als Mann bis an sein Ende?

Hat mein Leben, so weit meine Erinnerung reicht, nicht mit einer That begonnen, wie jene, mit welcher in wenigen Stunden vielleicht mein Leben endet, mit einem Duell?

Das Duell um Angelika mit Hermann v. Tannenwipfel, davon Magnus mich abgebracht.

Dann kam das Zerwürfniß mit der Obrigkeit: damals mein Vater; dann meine Theilnahme für die armen Weber, die Arbeiter in den schlesischen Bergen; dann das Comitat für den relegirten Collegen, der Conflict mit dem Senat der Universität, der Carcer, meine Antheilnahme für Angelika. Das war meine Jugend.

Und war nicht mein Leben von da ab blos das Widerspiel derselben, nur in umgekehrter Richtung?

Meine Schilderhebung für Sophie, meine Drachenkämpfe vor Staatsanwälten und Gerichtshöfen, Gefängniß ohne Zahl und Maß, meine Arbeiterbewegung, meine Liebe, mein Tod im Duell?

Mein Tod?

Oder auch der seine. Aber immerhin ein Duell, eine Gerichtsbarkeit, die ich verabscheute, verächtlich mied. Wäre es nicht besser, ich stürzte mich jetzt in den blauen See hinunter, als mit einem Widerspruch zu sterben?

Er stand und bedachte sich.

Er ließ das Ruder in das Boot fallen. Schon

wollte er —; da hörte er ein Rauschen und Ruderschlagen in seiner Nähe, da sah er kaum hundert Schritte von sich weg einen Kahn mit Lustfahrenden.

War es Sinnestäuschung? War es ein Trugspiel seiner aufgeregten Einbildungskraft?

Nicht doch! Das war sie — war Helene v. Ploeniges und Margarethe, ihre Schwester, und ihr Vater und Kahlingk und Arndt.

Sie blickten Alle weg und ihre Gesichter glühten vor Scham. So schien es ihm zumindest.

Nur sie blickte nicht weg, nur ihre Wangen glühten nicht. Sie war bleich wie das Entsetzen und starrte ihn an wie das Entsetzen.

Sie sah die durchbohrende Verachtung in seinem Auge, den Abscheu und Haß in seinem Gesichte. Jede Miene seines Antlitzes schrie: Verworfene Dirne. Sie zuckte zusammen. Aber sie wandte das Auge nicht ab von ihm. Sie ließ das Strafgericht geduldig über sich ergehen.

Er verfolgte sie mit seinen Blicken, bis sie seinem Gesichtskreise entschwunden war.

„Sie lustfahren, während ich tausend Tode sterbe," rief es in ihm, „und ich sollte so viel Schmerz ungerächt ertragen? Ich sollte Hand an mich selber legen, anstatt ihnen die tödtliche Wunde, die sie mir versetzen, zurückzugeben?"

Und er nahm wieder das Ruder auf, und tauchte es in die Fluth. — — —

Im Grauen des folgenden Morgens standen

im Gebüsche bei Carrouge zwei Männer einander gegenüber: ein älterer und ein jüngerer, fast noch ein Knabe.

Es war Ferdinand Lassalle und Janko v. Malowitz.

Die vier Secundanten, zu welchen noch ein Arzt und ein Unparteiischer hinzukamen, waren mit dem Laden und dem Mensurmessen und den anderen Vorbereitungen zu dem tragischen Schauspiele, das hier aufgeführt werden sollte, beschäftigt.

Es waren die blutdürstigsten Vorsätze, mit denen die Gegner sich hier eingefunden.

Es sollten Schüsse gewechselt werden so lange, bis Einer oder der Andere todt am Platze bliebe.

Als aber Ferdinand die Jugend seines Gegenübers gewahrte, regte es sich wie Erbarmen in seiner Seele, ein mitleidiges Lächeln spielte um seine Lippen, er schloß die Augen.

„Ich werde in die Luft schießen," schien er sich zu sagen.

Die Augen des jungen Bojaren dagegen waren voll glühenden Hasses.

Jetzt brachten die Zeugen die Waffen.

Auf den Ruf drei sollte geschossen werden; v. Rüster hatte das Commando.

Er zählte: Eins —

Da fiel ein Schuß. Janko hatte ihn abgefeuert, Ferdinand war zu Tode getroffen.

„Das ist Verrath!" rief er, sich gewaltsam aufrecht erhaltend und feuerte nun auch seine Waffe ab. Aber sein Arm zitterte, er schoß vorbei.

Er wankte.

„Sind Sie verwundet?" fragte der herzuspringende Arzt.

„Ja," antwortete er mit gebrochener Stimme.

Man trug ihn auf eine bereitgehaltene Decke, legte ihm den ersten Verband an und brachte ihn dann in einem Wagen nach seiner Wohnung zurück.

Ferdinand Lassalle starb nach dreitägigem Schmerzenslager. Während der drei furchtbaren Tage war Gräfin Sophie selten von seinem Lager gewichen. Er fühlte seine Schmerzen nur halb, wenn ihre Hand in der seinen ruhte.

Sie drückte ihm das brechende Auge zu. Sie küßte seine sterbenden Lippen. . . . .

Sie brachte seine Leiche den Rhein entlang nach Berlin.

Ueberall an den Haltestationen waren die Arbeiter zu Tausenden herbeigeströmt, um die Leiche ihres großen Freundes zu sehen, um ihr in festlicher Trauer die letzte Ehre zu erweisen. Die Nachricht von seinem Tode ging wie ein Klageruf durch die Welt.

Sophie wollte die Leiche in Berlin bestatten lassen, um auch dem Todten nahe zu sein, wie ihr der Lebende war.

Allein die Mutter Ferdinand Lassalles machte ihre Familienrechte geltend, und so mußte die Leiche von Berlin nach Breslau gebracht werden, wo sie in das Familiengrab neben die Leiche des vorangegangenen Vaters, Heinrich Lassalle, gesenkt wurde.

Ganz Breslau wallte hinaus, als sie den „Denker und Kämpfer“ — so nennt ihn die Inschrift auf seinem Grabmal — verscharrten.

An dem offenen Grabe standen in Thränen: Rosalia Lassalle, die greise Mutter, Magnus und Angelika, Wolfram v. Zollern und Rosa.

„Jetzt gehört er mir,“ sagte die Mutter zu den Umstehenden, „so lange er lebte, hat er allen Menschen gehört.“

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Helene v. Ploeniges lebt noch. Sie hat Janko v. Malowitz geheiratet, aber sie ist ihm nie Gattin geworden. Er genoß die Pein und Freudelosigkeit dieser Ehe ein Jahr. Dann starb er, jung, ungeliebt und kaum betrauert. Helene nahm einen zweiten Mann — wider den Willen ihrer Eltern — einen Schauspieler — und betrat dann selbst das Theater, dem sie noch angehört.

Ende.

Inhalts-Verzeichniß.

			Seite
1.	Capitel.	Kriegsgetümmel	5
2.	„	Zweierlei Elend	39
3.	„	Bei einer Flasche Wein	58
4.	„	Zwei von Gottes Gnaden	80
5.	„	In acht Jahren	107
6.	„	Ein Wiedersehen	134
7.	„	Das Kind	158
8.	„	Samson und Delila	177
9.	„	Tausend Tode im Herzen	205

Druck v. Hirschfeld in Wien.

Pariser Liebe.

Memoiren

von

A. Goron

Chef der Pariser Sicherheitspolizei a. D.

Mit Original-Illustrationen von J. Wely.

Preis pro Band 2 Mk.

Band I: Liebe und Verbrechen.
„ II: Die Industrie der Liebe.
„ III: Die Parias der Liebe.
„ IV: Verbrecher und Polizei.

Es giebt kein Werk, das zum Studium der Sitten unserer Zeit besser geeignet wäre, als diese erstaunlich detaillierten lebenswahren Erinnerungen des berühmten Chefs der Pariser Sicherheitspolizei.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von der

Bibliographischen Anstalt
Adolph Schumann
Leipzig.

6355